

Nachrichten der Initiative Denkmalschutz

Die Wiener Ringstraße Prachtboulevard im Wandel



Editorial

Die Wiener Ringstraße und ihre Bauten sind ein ikonisches und als Weltkulturerbe anerkanntes Denkmal: eine der großen europäischen Prachtstraßen, ein städtebauliches Bravourstück, Höhepunkt des österreichischen Historismus – und wird heuer im Jahr ihres 150jährigen Bestehens zurecht gewürdigt.

Die Ringstraße ist aber auch ein viel strapazierter Straßenraum, eine Drehscheibe des Autoverkehrs, der

am stärksten frequentierte Radweg der Stadt, dazu kommen Straßenbahnen, Fiaker und Scharen von Touristen. Und prestigeträchtig ist eine Adresse an der Ringstraße nach wie vor. Den historischen Bestand und die gegenwärtige Nutzung angemessen aufeinander abzustimmen, ist eine stadtplanerische Herausforderung für die Zukunft. Der Name des Konzepts, das die Stadt Wien für den Ringstraßenbereich hat, setzt hier aber ein falsches Zeichen, es nennt sich

„Masterplan Glacis“ – so, als ob man wie vor 150 Jahren noch frei über die Fläche verfügen könnte.

Die Zukunft wird zeigen, ob es in Wien gelingt, die Ringstraße umfassend zu schützen, oder ob nicht kurzfristige investorenfreundliche Veränderungen die Oberhand behalten. Hochhausplanungen wie jene am Eislaufverein deuten leider in die falsche Richtung.

Mag. Wolfgang Burghart
Chefredakteur Denkma[i]

Die Initiative Denkmalschutz ist ein unabhängiger Verein für den Schutz bedrohter Kulturgüter in Österreich

www.initiative-denkmalschutz.at – Fuchsthallergasse 11/5, 1090 Wien – Telefon: +43 (0)699 1024 4216 – eMail: office@ids.at

Inhalt

Seite 1	<i>Wolfgang Burghart</i> : Editorial - Ringstraßenarchitektur
Seite 3	<i>Harald Stühlinger</i> : Glücksfall Wiener Ringstraße: Architektur und Städtebau aus 150 Jahren
Seite 5	<i>Robert Schediwy</i> : Dr. Matzinger und der Ubierring. Eine Ringstraßen-Nachlese
Seite 8	<i>Bruno Maldoner</i> : Das Burgtheater – ein nach wie vor gültiger Maßstab für Kultur
Seite 10	<i>Ute Georgeacopol</i> : Die Wiener Ringstraße – eine epochale technische Meisterleistung
Seite 12	<i>Mara Reissberger</i> : Theophil Hansens Zinspalais – Ausdruck historistischen Gesamtkunstwerkdenkens
Seite 14	<i>Michael Rainer</i> : Das Palais Erzherzog Wilhelm am Parkring
Seite 16	<i>Edgard Haider</i> : Das Palais Erzherzog Ludwig Viktor in Wien
Seite 18	<i>Wolfgang Burghart</i> : Das Hotel Imperial gestern und heute
Seite 19	<i>Edgard Haider</i> : Die Möblierung der Ringstraße – Geschichte eines Niedergangs
Seite 24	<i>Edgard Haider</i> : Unvergessen – Das Palais Hoyos, Körntnering 5
Seite 25	<i>Edgard Haider, Martin Kupf</i> : Substanzverluste an der Ringstraße
Seite 26	<i>Herbert Rasinger</i> : Hochhaus Eislaufverein: Ein Luxus-Wohnturm im Wiener Weltkulturerbe?
Seite 27	<i>Markus Landerer</i> : Masterplan Glacis und Hochhauskonzept neu – eine kritische Revision
Seite 28	<i>Wolfgang Winter</i> : Die Bauordnungs-Novelle für Wien aus Sicht des Denkmalschutzes
Seite 30	<i>Helmut Hofmann</i> : Henslerstraße 3, Eigentümer versus Aufzugfirma – Der Spießrutenlauf einer Stilsanierung
Seite 31	<i>Christian Tauß</i> : „Ich nehm den Stigler“ – Haus Henslerstraße 3
Seite 32	<i>Christian Hlavac</i> : Der Wiener Rathauspark
Seite 34	<i>Thomas Baar</i> : Vom Verschwinden der Wiener Vorstädte, Folge 5: Malerisch, aber besonders gefährdet: „Mumien“
Seite 36	<i>Bettina Raetzer-Grimm</i> : Gaslicht – Ein kulturelles Erbe ist bedroht
Seite 40	<i>Peter Kunerth</i> : Das Pflgerdorf in Mauer-Öhling
Seite 42	<i>Martina Enzmann</i> : Was wird aus der Rostockvilla in Klosterneuburg?
Seite 43	<i>Michael Ambrosch</i> : Die Geschichte der Rostockvilla in Klosterneuburg
Seite 44	<i>Gerhard Hertenberger</i> : Wienerbruck – Großparkplatz mit Alpenblick
Seite 47	<i>Philipp Harnoncourt</i> : Die gotische Trinitätskapelle in Bruck an der Mur und ihre reiche Symbolik
Seite 50	<i>Gerd Seidl</i> : Der Abriss des Wolf-Dietrich-Berghauses in Hallein
Seite 52	<i>Werner Gamerith</i> : Kraftwerkspläne in Rosenberg am Kamp: Natur- und Kulturerbe in Gefahr!
Seite 53	<i>Peter Buchinger</i> : Schloss Greifenberg – Ein Aufruf zur Rettung
Seite 55	<i>Gerald Nowak</i> : Ein Jahr ist geschafft: Rückblick und Ausblick Gründung der Zweigstelle der Initiative Denkmalschutz in Wels
Seite 56	Kurzmeldungen
Seite 59	Veranstaltungen / Termine



Wir danken für einen Druckkostenbeitrag seitens des Referats Wissenschafts- und Forschungsförderung der Stadt Wien (MA 7)

Denkma[i] 19
Errata: s. S. 54

Erhalten, statt zerstören: Denkmalschutz ist Kulturschutz – Treten Sie bei!

Die Initiative Denkmalschutz ist auf Mitgliedsbeiträge und Spenden angewiesen. Falls Ihnen der Denkmalschutz in Österreich ein Anliegen ist, und sie noch kein Mitglied sind, setzen Sie bitte ein Zeichen und treten Sie unserem Verein bei! Mit Ihrem Beitrag oder Ihrer Spende helfen Sie mit, die größte unabhängige Denkmalschutzorganisation Österreichs am Leben zu erhalten! Wir brauchen Mittel, um z.B. die Medien effektiv auf Missstände hinweisen zu können, oder um Bürgerinitiativen im Bereich Denkmalschutz tatkräftig zu unterstützen. Vielen Dank!

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:
Verein Initiative Denkmalschutz
(ZVR-Zl. 049832110), Fuchsthallerg. 11/5,
1090 Wien, Österreich
e-Mail: office@idms.at
<http://www.initiative-denkmalschutz.at>
Mobil: +43 (0)699 1024 4216
Tel./Fax: +43 (0)1 310 22 94

Chefredakteur: Mag. Wolfgang Burghart
Chef vom Dienst: Dr. Gerhard Hertenberger
Redaktion: Markus Landerer, Claus Süss
Layout: Ing. Viktor Zdrachal / www.bildig.at
Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren. Redaktionsschluss: 31. August 2015
Mitgliedsbeitrag: € 33 / € 29* (bei Zusage von Druckwerken als PDF per e-Mail ermäßigt: € 28 / € 24*), Förderer € 250
*Frühzahler; gilt bei Einzahlung innerhalb der ersten sechs Kalenderwochen sowie bei Neueintritt in den Verein.

Bankverbindung: BIC: GIBAATWWXXX,
Initiative Denkmalschutz – Zentrale
IBAN: AT86 2011 1289 3876 2500
Initiative Denkmalschutz – Zweigstelle Wels
IBAN: AT59 2011 1289 3876 2501

Grundlegende Richtung: Information der Vereinsmitglieder über Aktivitäten des Vereins und Problematiken im Bereich des Denkmalschutzes in Österreich. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autoren wieder und stimmen nicht unbedingt mit jener der Redaktion überein.

Bildnachweis (Abb.): AzW Josef Lackner Archiv: 119; Thomas Baar: 62-65; Thomas Baar Archiv: 67; BDA, Archiv: 22; BDA, Bettina Neubauer: 21; BDA, Michael Oberer: 23-25; Bridgeclub Wien: 129; Peter Buchinger: 106-108; Bürgerliste MIT: 114; Bernhard Dewath: 122; Johanna Fiegl: 20; Werner Gamerith: 105; Gemeinde Annaberg: 90; Ute Georgeacopol, in: Manfred Wehdorn, Die Bautechnik der Wiener Ringstraße (1979): 16; Ignaz Gridl, k. k. Hofburgtheater, Wien 1890: 15; Edgar Haider: 37-42; Edgar Haider Archiv: 28, 31-32, 35, 43, 46; Philipp Harnoncourt Archiv, Zechner Denkmalconsulting Graz: 97; Christian Hlavac: 56-61; Privatbesitz Familie Hoyos: 47; Archiv iD: 120, 128; Erhard Kargel: 115; Peter Kunerth Archiv: 80-84; Martin Kupf: 33, 44-45b; Martin Kupf Visualisierung: 48-50; Helga Loidolt: 19; MA 21, Eckart Herrmann, Markus Olechowski: 51; Bruno Maldoner: 11-14, 17, 131; Albert Neugebauer: 111-113; NOEN, Reinhard Heilmair: 88a; NÖ Landesbibliothek, Topograph. Sammlung: 89a; OÖ Landesarchiv, Linz: 4; pressefotoLACKINGER: 93; NÖVOG/Rolf Bock: 92; Pro Gaslicht, Holger Drosdeck: 71, 74; Pro Gaslicht, Oliver Fröhnschütz: 72; Pro Gaslicht, Thomas Schmitz: 69; Bettina Raetzer-Grimm: 68, 76-79; Joachim Raetzer: 70, 73, 75; Erich J. Schimek: 26, 34, 36, 66, 121, 130, 132; Gerd Seidl: 100-104, 117; Stadtgemeinde Bruck an der Mur: 95, 99; Stadtmuseum Wels: 109-110; Christian Tauß, Aufzugmuseum: 52-55; Roland Tusch: 125; Wienbibliothek im Rathaus: 1-3; Wien-Museum: 18; Viktor Zdrachal: 124, 127.

Wikimedia commons gem. <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0> (alle bearbeitet von Viktor Zdrachal), Fotos mit Quelle www.wikipedia.org - gemeinfrei: 27, 88b, 89b; Michael Frankenstein: 5; Louis Daguerre: 6; Rheinisches Bildarchiv: 7; Atelier Hermann Walter: 8; C.W. Zajicek: 10; Gugerell: 29, 133; Dr. Bobo: 30; MshM: 85; Lizenz cc by sa 3.0: Andi oisn: 118; E.mil.mil: 94; Gargoyles: 96; GG9-4: 86; Goosie: 98; haefel: 87; jan prunk: 91; Reinhard Kraasch: 9; Rex250: 116; VIEX Ernest Niedermann: 123; Lizenz cc by sa 2.0: Martin Abegglen: 126; alle exakten Wikimedia Lizenzen im Detail unter <http://commons.wikimedia.org/>.

Titelbild: Opernring; Wienbibliothek im Rathaus.

Glücksfall Wiener Ringstraße: Architektur und Städtebau aus 150 Jahren

Die Wiener Ringstraße stellt eine der großen städtebaulichen Arbeiten im Europa des 19. Jahrhunderts dar, die von anderen Städten zum Vorbild genommen wurde und sogar einer Epoche den Namen gab. Es ist dies aber nicht nur der eigentliche Bereich des Straßenpolygons, sondern vielmehr eine innerstädtische Zone mit einer Größe von nahezu 86 Hektar Land. Wie der Name impliziert, handelt es sich bei dieser Straße um einen Ring,

schon Kaiser Franz Josef I. bereits 1853 davon überzeugt gewesen war, dass es zu einer großen Stadterweiterung – das heißt zu einer Verbauung des gesamten Glacis¹ – kommen müsste, dauerte es noch bis 1857, bis die ersten administrativen Vorbereitungen für eine solche eingeleitet wurden.¹

Entwürfe für eine innerstädtische Stadterweiterung hatten sich derart eingeschrieben, dass die darauf fol-

wurde in kurzer Vorbereitungszeit ein städtebaulicher Masterplan („Grundplan“, Abb. 4) aufgestellt, dessen Grundlagen mittels eines städtebaulichen Wettbewerbes gefunden wurden. Im Jahr des städtebaulichen Wettbewerbes (1858) bezeichnete man die zukünftige Prachtstraße als Boulevard, von einer Ringstraße war noch nicht die Rede. Typologisch handelt es sich bei der Wiener Prachtstraße fürwahr um einen Boulevard, einer Erfindung

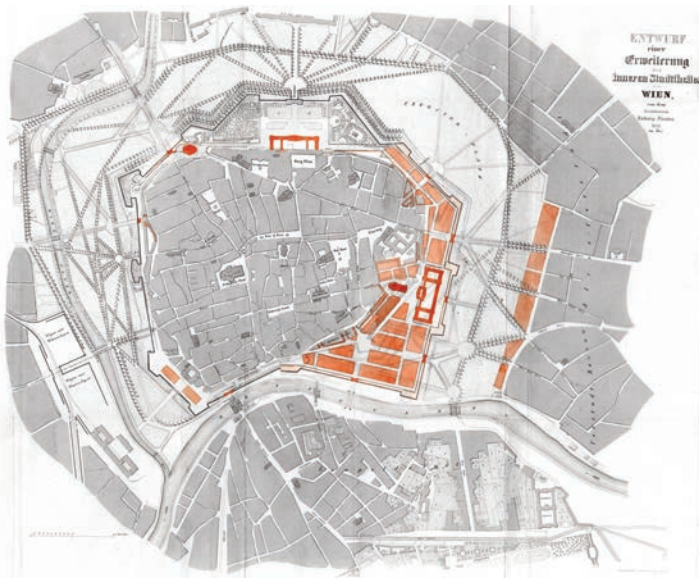


Abb. 1: Ludwig Förster, Projekt einer Stadterweiterung, eine von drei vorgeschlagenen Varianten, 1853



Abb. 2: Der Ringstraßen-"Boulevard", Blick entlang des Opernringes bis zum Schwarzenbergplatz, vor 1873

dessen Verlauf grosso modo die ehemalige Stadtmauer nachzeichnet, wobei der Franz Josefs-Kai integraler Bestandteil dieses Straßenverlaufs ist.

Städtebauliches Palimpsest und die Tradierung von Orten

Die Fläche, auf der die Ringstraßenbauten errichtet und die Freiräume angelegt wurden, blieb bis zu Beginn der 1860er Jahre fast vollständig unbebaut. Lediglich kleine Kapellen, Vergnügungsorte sowie ab 1856 die Baustelle der Votivkirche besetzten das Gebiet zwischen der inneren Stadt (bis 1850 die eigentliche Stadt Wien) und den umliegenden Vorstädten.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden erste Stadterweiterungsprojekte, die zum einen die Stadtmauer beibehielten und sich zum anderen auf zwei Gebiete beschränkten: zwischen dem Fischer- und dem Schottentor sowie vor dem Kärntnertor. Ob-

genden Projekte davon nicht unbeeinträchtigt bleiben konnten. (Abb. 1) Aber nicht nur diese Ideen waren von wesentlichem Einfluss auf die späteren Entwürfe, sondern auch verschiedene Funktionsbauten am Rande der Stadt oder auf dem freien Feld vor der Stadtmauer präjudizierten die Lage ihrer Nachfolgebauten. So wurde das neue Hofoperntheater unweit des Alten Kärntnertortheaters wie auch die neuen Funktionsbauten des kaiserlichen Hofes allesamt zwischen der alten Hofburg und den Hofstallungen errichtet. Darüber hinaus schreibt der Kursalon aus der zweiten Hälfte der 1860er Jahre bis heute die Tradition eines Vergnügungsortes an dieser Stelle fort.

Ein echter Boulevard

Um das großmaßstäbliche Projekt zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten durchführen zu können,

aus dem Paris des 17. Jahrhunderts. Dort begann man bereits um 1670 mit der Demolierung der Stadtmauer und gleichzeitiger Anlage eines Weges, dessen Bezeichnung man vom altniederländischen Wort *bolwerk* ableitete. Man steckte 1860 den Verlauf dieses Wiener Boulevards sowie Baublöcke im Bereich des Opern- und Kärntnerings sowie um den Rudolfsplatz nach den Vorgaben des Grundplanes ab, von der ursprünglichen Planung sind das die einzigen Elemente, die realisiert wurden. Alle anderen Quartiere und Ensembles erhielten in den folgenden Jahrzehnten ein den jeweiligen Rahmenbedingungen entsprechendes Aussehen. Schon den Auslobern des Wettbewerbes war es bewusst, dass die Realisierung nur in einem „successiven“² Fortschritt umzusetzen wäre. Die Bebauung des großen Areals dauerte mithin auch fünf Jahrzehnte.



Abb. 3 (li.): Blick entlang des Opernrings, vor 1900



Abb. 4 (re.): K. k. Hof- und Staatsdruckerei, Plan für die Erweiterung der Stadt Wien, 1859, „Grundplan“.

Maßstabssprung in jeder Hinsicht

Die zu Beginn geforderten 40 Klafter, annähernd 80 Meter Straßenbreite, wurden zwar auf 57 Meter (30 Klafter) verringert, aber auch diese Breite war 1860 für Wien Bahn brechend. Dieser Straßenquerschnitt wies nicht nur eine überaus breite Mittelfahrbahn, sondern auch Nebenfahrbahnen, einen Reitweg sowie großzügige Trottoirs auf. Von den einzelnen polygonalen Abschnitten gingen rechtwinkelig Straßen ab, die bis an das verbaute Gebiet der inneren Stadt und der Vorstädte liefen. Innerhalb dieses städtebaulich einfachen Gerüsts wurde neben unzähligen Privatbauten peu à peu eine beachtliche Anzahl an Monumentalbauten errichtet, deren Ausmaß in Wien ungekannt war. Das erste dieser Gebäude, das k. k. Hofoperntheater am Opernring (Abb.3), wurde bereits 1869 feierlich eröffnet. Mit dem Kriegsministerium am Stubenring wurde 1913 das letzte Monumentalgebäude am Ring fertig gestellt. Stilistisch finden sich innerhalb der Ringstraßenzone nicht nur die wichtigsten Hauptwerke des österreichischen Historismus, sondern auch jene des Jugendstils und der Protomoderner.

Qualitäten für alle

Die Nachkriegsjahre waren geprägt von Wirtschaftswachstum und Modernitätsschüben sowie einer Steigerung des Individualverkehrs, der sich auch vehement an der Ringstraße abbildete. Bis 1972 gab es noch Gegenverkehr, danach verwandelte man den einstigen Promenadenring in eine drei-

spurige Autobahn. Die Wiederbesinnung auf die historische europäische Stadt und die Attraktivierung Wiens nach dem Fall des Eisernen Vorhangs zeichneten sich auch in der Ringstraßenzone ab, dessen Monumentalbauten heute in neuem Glanz erstrahlen und deren Freiräume Fußgängern und Fahrradfahrern verbessert erschlossen sind. In den letzten Jahren wurde so mancher Bereich aufgewertet, indem durch die Eröffnung von Läden und gastronomischen Betrieben neue Kristallisationspunkte städtischen Lebens geschaffen wurden. Freilich, eine durchgehende einheitlich lebendige Ringstraße kann es nicht geben. Nur die Zonierung und Aufeinanderfolge von mehr und weniger aktiven Bereichen wird diese Straße wieder zu der attraktiven Prachtmeile machen, die sie bis zum Ersten Weltkrieg war. Auch das Verkehrskonzept wird neu zu denken sein, um die Macht des zirkulär dominierenden Verkehrs zu brechen. Doch die funktionalen und baulichen Veränderungen in der Ringstraßenzone müssen maßvoll angegangen und umgesetzt werden. Nicht das Einzelinteresse darf diesen wertvollen Stadtraum formen. Im Vordergrund muss eine *volonté générale* im Rousseau'schen Sinne stehen, denn das Primat der Nutzung des öffentlichen Raumes muss bei der allgemeinen Öffentlichkeit liegen (Abb. 3). Dafür bedarf es einer Stadtgesellschaft, die ein Bewusstsein hat für die Geschichte ihrer Stadt, die kritikfähig gegenüber der Rhetorik von Geschäftemachern ist und sich immun gegen eine allzu verkürzte und tendenziöse Berichter-

stattung in der Tagespresse verhält. Stillstand ist Rückschritt, und Stillstand kannte diese Wiener Prachtstraße fast nie. Interventionen politischer Natur, Kriegseinwirkungen und die Implementierung einer zeitgemäßen Infrastruktur haben seit der ersten Fertigstellung diesen Stadtraum ständig neu erstehen lassen. Dass wir auch in Zukunft an diesem öffentlichen Raum weiterbauen werden ist selbstverständlich. Aber nur die behutsame Erneuerung, die klug überlegte Implantierung neuer Architekturbausteine in die Ringstraßenzone werden zukünftige Generationen diesen wertvollen städtischen Raum als lebenswerten Raum erfahren lassen und diesen genuin österreichischen Beitrag zur Architektur- und Stadtbaugeschichte für die Zukunft erhalten.

Dr. Harald Stühlinger
Architekt und Kunsthistoriker
an der ETH Zürich

① iD-Führung: Die Wiener Ringstraße, 12.09.2015
es führt Dr. Edgard Haider

Anmerkungen

- ¹ Österreichisches Staatsarchiv, AVA, Ministerium des Innern, Präsidialakten 1857, Karton 439, Absatz III (Abschrift aus dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv).
- ² Wiener Zeitung, 31.1.1858, Nr. 25, S. 322-3. Offizielle Wettbewerbsausschreibung („Concursausschreibung“)

Dr. Matzinger und der Ubierring. Eine Ringstraßen – Nachlese

Das 150-Jahr-Jubiläum der (teilweisen) Eröffnung der Wiener Ringstraße liegt hinter uns. Eine Flut von Publikationen, Radio- und Fernsehsendungen hat sich über uns ergossen, die Wiener Stadtverwaltung hat sich allerdings interessanterweise durch noble Zurückhaltung beim Feiern ausgezeichnet. Man könnte nun meinen, es sei zum Thema „Ringstraße“ alles gesagt – aber das ist keineswegs der Fall.

Unter den zahlreichen Aspekten, die in den Ringstraßen-Rückblicken zu kurz gekommen sind, seien deshalb drei hervorgehoben: Erstens die Rolle des tüchtigen Beamten Franz Matzinger bei der Konzeption und technischen Abwicklung der Wiener Ringstraßen-Transaktion, zweitens der internationale Vergleich der Ringstraßenfamilie: Wer kennt etwa den Ubierring in Köln oder den Martin Luther-Ring in Leipzig? Ringstraßen wurden ja speziell im 19. Jahrhundert in großer Zahl und in vielen Städten errichtet. Drittens wäre die Bandbreite in der Wahrnehmung des gewaltigen städtebaulichen Wandels, wie ihn die Ringstraße markiert, zwischen dem Verlust an Vertrautem und der Schaffung von Neuem auszuloten.

Der Mann der die Hand des Kaisers führte.

Eine bescheidene Straße im Westen Wiens trägt seinen Namen, aber selbst unter Experten herrscht zu meist Befangenheit und Schweigen, wenn es um seine Rolle bei der Gestaltung der Wiener Ringstraße geht. Dabei hat ihn schon der Wien-Fuilletonist der 1950er Jahre Siegfried Weyr als „Vater der Monumentalbauten der Ringstraße“ bezeichnet.

Franz (von) Matzinger (1817 - 1896) war ein offenbar vorbildlich tüchtiger österreichischer Beamter – und da Bankrotteure und politische Massenmörder leider auch seitens der Geschichtswissenschaft wesentlich intensiver Beachtung finden als redliche und kompetente Verwalter des Gemeinwesens kennt ihn heute praktisch niemand mehr.

Niemand? Nein, Elisabeth Springer hat ihm dienstvoller Weise in ihrem Band der großen Thyssen-Studie zu Wirtschaft und Gesellschaft der Wiener Ringstraße ein kleines Denkmal gesetzt und ihn auch in der „Neuen Österreichischen Biographie“

gewürdigt. Matzinger war der eigentliche Verfasser des kaiserlichen „Handbilletts“ vom 20. Dezember 1857, in dem die Grundzüge der Entfestigung Wiens und der Errichtung von Kai und Ring klar und logisch dargestellt wurden. Bei allem Respekt: dem braven aber doch etwas durchschnittlichen Kaiser Franz Joseph wäre eine solche konzeptive Leistung auch kaum zuzutrauen gewesen. Aber „hohe Herren“ haben eben Fachleute zu ihrer Beratung.

Der zum Zeitpunkt dieser Leistung knapp über vierzigjährige Franz Matzinger, Jurist und Lehrerssohn aus St. Pölten, war mit 22 Jahren in den Staatsdienst getreten und 1841 zum Doktor promoviert worden. Ab 1850 machte er Karriere im Innenministerium.

Matzinger konzipierte das Finanzierungsmodell der Stadterweiterung Wiens durch den Verkauf des ehemaligen Stadtmauerbereichs und der Glacisgründe im Lizitationsweg und schuf damit praktisch seine eigene Institution, den Stadterweiterungsfonds, den er über Jahrzehnte leitete und wie ein „Souverän“ beherrschen sollte. 1859 wurde Matzinger nobilitiert und 1879 in den Freiherrenstand erhoben.

Ungeachtet zahlreicher Anfeindungen und Versuche, den prosperierenden Stadterweiterungsfonds finanziell „auszuräumen“ blieb Matzinger 1858 bis 1890 Leiter dieser Institution und er sah in dieser Position darauf, dass sparsam gewirtschaftet wurde. Matzinger war Mitglied aller Baukomitees

für öffentliche Bauten und Präsident des Hofbau-Comités (1883–1892).

Der hohe Beamte war aber auch Kulturmensch. Als ehemaliger Sängerknabe machte er sich besonders um die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien verdient, die das Grundstück für ihr Konzertgebäude vom Staat geschenkt erhielt. In gewissem Sinn ist er damit der Vater von Theophil Hansens „Goldenem Saal“. Auch sonst galt Matzinger zwar als harter Verhandler, aber als kulturell höchst interessierte Persönlichkeit. Er übergab „seinen“ Stadterweiterungsfonds, ungeachtet aller Versuche, seine Mittel fremden Zwecken zuzuführen, mit einem hohen Aktivum.

Schon 1875, also noch zu seinen Lebzeiten, wurde in Wien-Penzing die Matzingerstraße nach ihm benannt.

Die Ringstraßenfamilie

Allzu oft behandeln wir die Vorkommnisse und Leistungen unserer Welt so, als wären sie isoliert entstanden. In Wahrheit sind speziell im 19. Jahrhundert die Ringstraßen quasi am laufenden Band entstanden.

Die Wiener Ringstraße ist zwar ein besonders gelungenes Exemplar – aber der Ersatz mittelalterlicher oder neuzeitlicher Stadtbefestigungen durch repräsentative Straßenprojekte mit Grünanlagen war ab dem 18. Jahrhundert und bis weit ins 20. durchaus verbreitet. Man hätte sich vorstellen können, dass das Wiener Ringstraßen-Jubiläum zum Anlass werden könnte, hier ein wenig über den eigenen Tellerrand hinaus zu sehen – aber das



Abb. 5: Der Burgring im Jahr 1872. Die Ringstraßenbäume sind noch jung, und die Bauten des Prachtboulevards teilweise erst im Entstehen begriffen.



Abb. 6 (o.li.): Der Boulevard de Temple in Paris als eine der ersten Ringstraßen, frühes Foto aus dem Jahr 1838 von Louis Daguerre; Abb. 7 (u.li.): Im 19. Jahrhundert wurden viele Ringstraßen geschaffen – vergleichende Studien wären interessant: Der in Bau befindliche Kaiser Wilhelm Ring in Köln (Foto aus 1886) entstand wenige Jahre nach dem Ring in Wien; Abb. 8 (re.): Leipzig: Ansicht vom Georgiring mit dem Augustusplatz (Foto aus 1930), aufgenommen vom Europahaus. Im 2. Weltkrieg weitgehend zerstört.

war ebenso wenig der Fall wie eine ausführliche Würdigung des Dr. Matzinger.

Als „Mutter aller modernen Ringstraßen“ gelten die „Grands Boulevards“ in Paris, die bereits unter Ludwig XIV. an die Stelle der Stadtmauer aus der Zeit Ludwigs XIII. traten. Ihr Beispiel wurde vielfach nachgeahmt, teils freiwillig, teils unter Zwang wie bei den Napoleonischen Entfestigungsdiktaten. Maßgeblich für diese Entwicklung waren nicht nur das Wachstum der Städte sondern auch der Fortschritt der Artillerietechnik, wodurch die mittelalterlichen wie auch die barocken Stadtbefestigungen überholt schienen. Schon im 18. Jahrhundert wurden der Mauerkranz, die Bastionen und das daran anschließende Vorfeld (Glacis) vielfach zu Erholungsräumen der grünarmen Großstädte. Hier war Wien nicht wirklich Vorreiter der Entwicklung. Die Bepflanzung der Leipziger Verteidigungswerke etwa erfolgte vor jener des Wiener Glacis. Klein-Paris, wie man die Messestadt gerne nannte,

war eben nicht nur in modischen Dingen führend: Der Leipziger Promadenring gilt als der älteste kommunale Landschaftspark Deutschlands. Mit etwa 3.6 km Länge ist der heutige Leipziger Innenstadtring etwas kleiner als die Wiener Ringstraße, dafür ist seine verkehrspolitische Bedeutung noch größer als im Falle Wiens. Vier bis sechs Fahrspuren und dazu die Straßenbahn auf eigenem Gleiskörper haben den Charakter des Leipziger Rings als grüne Promenade stark reduziert, und der mächtige Leipziger Hauptbahnhof signalisiert ebenfalls die Vorrangigkeit der Verkehrsplanung (In Wien lagen die wesentlichen Kopfbahnhöfe an der „zweiten Ringstraße“, dem Linienwall und nur beim Bahnhof Hauptzollamt erreichte die Fernbahn die Ringstraßenzone). Die politische Bedeutung als Ort bedeutsamer Agitationen ist dagegen vergleichbar – man denke nur an die berühmten Montagsdemonstrationen 1989/1990 in der DDR, die vom Augustusplatz ausgehend fast über den gesamten Ring zogen.

Die Kölner Ringe

Während der Leipziger Ring – von der Form her übrigens eher ein Parallelogramm – Jahrzehnte vor der Wiener Ringstraße entstanden ist, gibt es in Köln ein stark vom Wiener Beispiel beeinflusstes Gegenstück.

Anders als in Wien gelang es in Köln der Gemeindeverwaltung, die Hand auf dem Ausbau der Ringstraße zu legen. Seit 1860 wurde mit der preußischen Finanzbehörde verhandelt. Ende Februar 1881 beschloss der Rat der Stadt Köln die bis zu 700 Jahre alte Stadtmauer und das zugehörige Militärareal dem Kriegsministerium abzukufen. Am 5. Mai 1881 wurde der Kaufvertrag zwischen der Stadt und dem Kriegsministerium (Militärfiskus) rechtswirksam. Die Stadt Köln konnte nun einen 7.5 km langen Prachtboulevard nach Wiener Vorbild errichten. Seine Abschnitte wurden nach deutschen Stämmen und Fürstentümern benannt, beginnend mit dem „Ubierring“ als südlichem Ab-

schnitt: die Ubier waren übrigens jener Germanenstamm, der im Bereich Köln eine erste befestigte Siedlung errichtete. Des weiteren ist es wohl kein Zufall, dass das Kölner Opernhaus gerade am Habsburgerring entstand (Es fiel 1944 dem Luftkrieg zum Opfer).

Die Kölner Ringstraße wurde in zehn Bauabschnitte unterteilt, Ihre „Kette festlicher Räume“ wurde durch monumentale Sternplätze anstelle der alten Torburgen gegliedert. Im März 1882 fand die erste Versteigerung städtischer Grundstücke statt. Zum Zeitpunkt der feierlichen Einweihung am 11. Juni 1886 waren aber noch zahlreiche Parzellen unbebaut – eine Parallele zum Wiener Beispiel. Unter den Repräsentationsbauten dominierten auch in Köln Bildungs- und Kultureinrichtungen. Interessanterweise wurde lange vor dem 1902 eröffneten Opernhaus das beachtlich prunkvolle Hohenstaufenbad am Kölner Ring realisiert. Viele weitere Beispiele der Ringstraßenfamilie wären noch anzuzeigen, vom Moskauer Gartenring bis zur zweiten Ringstraße von Peking, die erst in den 1960er und 1970er Jahren auf Kosten der historischen Stadtmauer entstand. Allgemein gilt: je später die Ringstraße, umso weniger grün...

Trauer um die alte Stadt

„Eine Stadt ist kein Museum“ – diese Zurechtweisung wird gerne jenen erteilt, die allzu sehr am Vergangenen hängen, am Stadtbild ihrer Kindheit und Jugend. Je dynamischer das Wachstum einer Stadt ist, umso lauter werden die beiden Chöre, jener der ohnmächtig trauernden Bewahrer ebenso wie jener der freudigen Verfechter des Neuen. Das war in der sogenannten Gründerzeit des 19. Jahrhunderts so, und das ist auch heute nicht anders.

Die Zerstörung des Wiens der Basteien und die Ambivalenz des stadtplanerischen Fortschritts wäre auch ein Thema gewesen, das man aus Anlass des Ringstraßenjubiläums vertiefen hätte können. Es ist freilich nicht geschehen, und so bleibt Ferdinand von Saars berühmte Passage aus den „Wiener Elegien“ (1893) das eindrucksvollste Denkmal dieser Ambivalenz: Der depressive Dichter – er beging 1906 Selbstmord – preist in seinem Langgedicht das neue Wien der Ringstraße – und hängt doch mit dem

Herzen am alten Wien der Basteien. Mit seinen Worten wollen wir diesen kleinen Rückblick auf die vernachlässigten Aspekte des Ringstraßenjubiläums beschließen:

...
Einzig bist du fürwahr! Wer zählt die
ragenden Bauten,
Die sich schließen zum Ring, edel und
prächtig zugleich?

Hier, ein steinern Juwel, der jüngste
der Dome; zum Himmel
Strebt des Doppelgetürms zierliches
Stabwerk hinan;

Dort, breitfrontig, mit ernsten Arkaden
das mächtige Rathaus
Und, quadrigengekrönt, attisches Mar-
morgebälk.

Hochweg träumen im Äther die Kup-
peln der beiden Museen,
Während sich reizvoll verjüngt Habs-
burgs ehrwürdiges Heim.

Und so setzt es sich fort in der Runde,
nur lieblich durchbrochen
Von zartfunkelndem Grün offenen
Gartengehegs.

Wahrlich, ein Bild, entzückend zu

schaun für jeden Betrachter
Dennoch, wie sehr und wie oft dich
mein Auge bewundert, du sprichst mir
Nicht mehr zum Herzen wie einst,
weithin gebreitere Stadt;
Nicht mehr wie einst, da wallumgürtet
du noch mit den alten
Schwärzlichen Häusern geragt über
das grüne Glacis:
Eng und gedrückt, voll gewundener
Gassen und düsterer Winkel –
Aber es wogte in dir fröhlich ein fröh-
liches Volk.

...
Reicher, beschwingter sind Handel und
Wandel, doch fehlt das Behagen,
Das am Erworbenen sich festen Besit-
zes erfreut.
Prunkende Häuser und Plätze gewahr'
ich in stummer Verödung...

Dr. Robert Schediwy
Sozialwissenschaftler und Kulturpublizist

📖 **Literaturtipp:** Robert Schediwy,
Ringstraßen-Elegie, siehe S. 58



Abb. 9 (o.): Ödfläche mit Flakturm – dem Hamburger Heiligengeistfeld, einst Teil des Glacis, erging es schlechter als Wiens Ringzone; Abb 10 (u.): Wien, Stadtmauer mit Glacis. Historisches Aquarell von Carl Wenzel Zajicek.

Das Burgtheater – ein nach wie vor gültiger Maßstab für Kultur



Abb. 11: Der vorspringende Mittelteil der breitgelagerten Hauptfassade des Burgtheaters (1876-1888 errichtet) gegen die Ringstraße wird flankiert von Seitenflügeln mit Prunkstiegenhäusern (Kaiser- bzw. Erzherzogstiege).

Wovon ist die Rede, wenn wir in den Medien etwas vom Burgtheater sehen, hören oder lesen? Es geht meist um Kritiken zu Aufführungen oder wir werden über das Ensemble oder auch einzelne Schauspieler informiert. Wir erfahren etwas von Theorien über Theatralisches, über Tragisches oder Komisches, über moderne Dramaturgie und deren Proponenten. Auch über Finanzleistungen der öffentlichen Hand und Skandale in der Finanzgebarung wird berichtet. In den seltensten Fällen finden jedoch das Gebäude und seine Interieurs als die gebaute Heimstätte immateriellen Theatergeschehens Erwähnung.

Das Theatergebäude

Fasst man jedoch die städtebaulichen und architektonischen Aspekte der Ringstraße ins Auge, so wird man nicht umhin können, das monumentale Bauwerk selbst zu thematisieren. Unübersehbar bildet das dem Schauspiel gewidmete Theatergebäude ein markantes Gegenüber zum Rathaus der Stadt, dem politischen und administrativen Zentrum. Die Mittelachse haben die beiden „Paläste“ gemeinsam. Sie verbindet die beiden über den Rathausplatz hinweg.

Wie für viele andere Monumentalgebäude übernahm der Stadterweiterungsfonds auch die Finanzierung des 1880 – 1886 als k. k. Hofburgtheater nach Plänen von Gottfried Semper

und Carl von Hasenauer errichteten Hauses an der Ringstraße. Seine Grundrisskonzeption ist jener für das Dresdner Hoftheater (heute als Sempoper bezeichnet) und dem – nicht realisierten – Entwurf für das Richard Wagner-Festspielhaus in München verwandt.

Die Gestaltung der segmentförmigen Vorderfassade mit dem vorgestellten Portikus und der Seitenrisalite mit den Stiegenhäusern als Teil der aus bestem Steinmaterial bestehenden Fassaden in Formen der italienischen Hochrenaissance fällt durch ihre kräftige Gliederung und die daraus resultierende starke Plastizität auf. Der Bacchantenfries auf der Attika von Rudolf Weyr und die Skulpturen von Victor Tilgner unterstreichen deren Wirkung. Meisterhaft verknüpft der Architektenentwurf die unterschiedlichen Bauhöhen von Zuschauer- und Bühnenhaus.

Die Treppenhäuser in den beidseitigen Flügeltrakten haben im Gegensatz zu anderen Gebäudeteilen den Zweiten Weltkrieg ungeschmälert überstanden und zeugen im Inneren noch heute von der ursprünglichen festlichen Ausstattung aller großen Foyers und monumentalen Stiegen. Der hohe Zuschauerraum reizte die Möglichkeiten für ein Auditorium aus. Trotz der vom obersten Rang gegen die Bühne steil abfallenden Blickachsen ist die Sicht auf diese noch befriedigend gegeben.

Der ursprüngliche Grundriss in Form einer Lyra wurde 1898 in seiner Funktionalität verbessert. Die Pläne dafür lieferte Emil Förster, der Sohn des Ringstraßenprojektanten Christian Ludwig Förster. Die haustechnische Ausstattung des Hauses erfüllt bis heute hinsichtlich Heizung und Frischluftversorgung die höchsten Ansprüche. Als erstes Gebäude der Ringstraße erhielt der Theaterbau elektrische Beleuchtung. Man entsprach damit den seit dem Ringtheaterbrand gestiegenen Sicherheitsanforderungen bei Theaterbauten.

Kriegszerstörung und Wiederaufbau

Die großen Zerstörungen während des Zweiten Weltkrieges bilden eine unübersehbare Zäsur. Am 26. April 1945, noch bevor die Kämpfe auf österreichischem Staatsgebiet beendet waren und noch ehe Karl Renner an der Spitze der Provisorischen Regierung am folgenden Tag die Wiedererrichtung der Republik Österreich proklamiert hatte, berichtete eine Wiener Zeitung über die Zerstörungen durch Bomben, Artillerietreffer und Brände an den Staatstheatern und hier besonders am Burgtheater: „Für Aufführungen kommt es nicht mehr in Betracht, es steht bloß noch die Hülse, der Kern fehlt.“ Diese deprimierende Feststellung wird relativiert, wenn wir über die obdachlos gewordenen

Schauspieler erfahren, dass „der Geist des Ensembles ungebrochen“ ist, denn dieses „schaut mit frischem Arbeitswillen in die Zukunft“.

Der Entschluss, trotz der Not den Wiederaufbau von baulichen Zeugen österreichischer kultureller Tradition mit höchsten kulturellen Qualitätsansprüchen anzugehen, fand Eingang in die Regierungserklärung vom 21. Dezember 1945: „Unser neues Österreich ist ein kleiner Staat, aber es will dieser großen Tradition, die vor allem eine Kulturtradition war, treu bleiben als Hort des Friedens im Zentrum Europas.“¹

Der allen materiellen Beschränkungen trotzte „Arbeitswille“ fand sich nicht nur im Ensemble des Burgtheaters; Energie zur Überwindung des Chaos kam aus allen Bevölkerungsschichten, auch von Kindern, alten Menschen und Frauen.² Private Sponsoren unterstützten die Wiederherstellung von Theatern und anderen Bauten.

Im Burgtheater waren das Bühnen- und Zuschauerhaus ausgebrannt, das Steinwerk im Bereich der Loggia des zweiten Ranges schwer geschädigt. Aus den Fensteröffnungen herauschlagende Flammen hatten zu starken Absprengungen an Steinüberlagern von Öffnungen sowie an Pfeilern und Gesimsen geführt. Im Zuschauer-raum waren die freiplastischen Stuckfiguren an der Decke zum Großteil verloren wie auch die Stuckverklei-

dung der Proszeniumspfeiler. Die Granitpfeiler zeigten nur geringe Kantenabsprengungen. Die Attikafiguren des Mittelrisalits blieben unbeschädigt.³

Das auf Basis eines 1948 ausgelobten Wettbewerbes entwickelte Projekt für den Wiederaufbau sollte zwar den Charakter des Hauses bewahren, gleichzeitig aber die bekannten Schwächen des Zuschauerraumes korrigieren, wobei die Einschätzungen, wie das Burgtheater wieder aufzubauen wäre, von vorsichtiger Modernisierung bei möglichst weitreichender Erhaltung von Originalsubstanz bis hin zu zeitgemäßer Gestaltung reichten. Professor Michel Engelhart schlug vor, die im Wesentlichen wegen der schützenden Wirkung des Stucküberzuges erhaltene Stahlkonstruktion weiter zu verwenden. Man betraute ihn 1950 mit den Planungsarbeiten für das Zuschauerhaus wegen seines in kurzer Bauzeit realisierbaren Projekts und der vergleichsweise niedrigen Kosten.

Die Bühne als „Bretter, die die Welt bedeuten“ bildet den Ort, an dem sich Theater realisiert. Daher sollte deren Konzeption und Ausstattung weitgespanntes künstlerisches Wollen fördern. Die dafür von Sepp Nordhoff entwickelte Bühnenmaschinerie als Kombination von Hub- und Drehzylinderbühne ist bis heute in der Lage, die vielfältigsten Wünsche von Regisseuren aus aller Welt zu erfüllen. Alle Arbeiten erfolgten in enger Zusammen-

arbeit mit der staatlichen Bauleitung unter Mitwirkung der Denkmalbehörde. Im Spätherbst 1955 wurde der Spielbetrieb wieder aufgenommen.

Das Burgtheater trägt wesentlich zum immateriellen und materiellen Erbe der Stadt und des Staates bei, indem es bis heute einen auf hohe Qualität geeichten Maßstab für das öffentliche kulturelle Engagement vorgibt.

MR DI Dr. Mag. Bruno Maldoner
Experte für Denkmalschutz und Denkmalpflege

① iD-Führung: Burgtheater Wien,
23.01.2015 (s. S. 60)

Anmerkungen

¹ Zitiert nach: Leopold Figl, Reden für Österreich, Wien, Europa Verlag, 1965, S. 59.

² Architektinnen leisten dazu wesentliche Beiträge. Vgl.: Ute Georgeacopol-Winischhofer, „Sich-bewähren am Objektiven“: Bildung und Ausbildung der Architektin an der Technischen Hochschule in Wien von 1919/20 bis 1944/45, in: Juliane Mikoletzky, Ute Georgeacopol-Winischhofer, Margit Pohl, „Dem Zuge der Zeit entsprechend...“: Zur Geschichte des Frauenstudiums in Österreich am Beispiel der Technischen Universität Wien, Wien, WUV-Universitätsverlag, 1997, S. 185ff.

³ Vgl.: Alois Kieslinger, Die Steine der Ringstraße, Die Wiener Ringstraße. Bild einer Epoche, Bd. 4, Wiesbaden, Franz Steiner Verlag, 1972, S. 216.

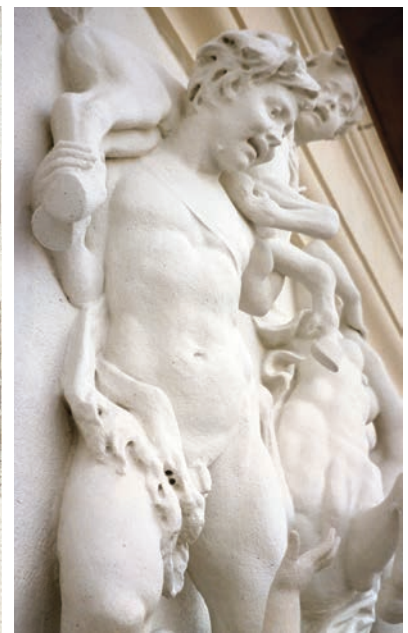


Abb. 12 (li.): Blick auf die Balustrade des Mittelteils und des Seitenflügels gegen den Volksgarten mit bekrönenden Skulpturen;

Abb. 13 (m.): Zerstörungen und Wiederaufbau des Burgtheaters: Illustrierte Seite aus: 7 Jahre Wiederaufbau, Wien 1952;

Abb. 14 (re.): Bacchantenzug (Detail) von Rudolf Weyr (1847-1914), Basrelief 18 m lang, 3 m hoch an der Attika des Mittelteils.

Die Wiener Ringstraße – eine epochale technische Meisterleistung

Ein Bauboom für neuartige eiserne Dachkonstruktionen

Mit dem 150-Jahr-Jubiläum wird der feierlichen Eröffnung der Wiener Ringstraße am 1. Mai 1865 gedacht. Zumindest 30 Jahre früher gab es jedoch bereits Projekte für eine Stadterweiterung der von Stadtmauer und Glacis umschlossenen Festungsstadt. Mit der Revolution des Jahres 1848 und der Thronbesteigung von Kaiser Franz Joseph gelangten diese zur konkreten Planung, deren Durchführung – neben einem bis heute einmaligen städtebaulichen Konzept¹ – gleichzeitig die wegweisende technische Entwicklung des Bauwesens im 19. Jahrhundert repräsentiert. Die Vollendung des „Bauwerks Ringstraße“ wurde nicht mehr offiziell gefeiert, sie fällt bereits in die Zeit nach

dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie 1918, als die Ringstraße „zwar fertig, aber keineswegs vollendet“ war.² Im Jahr 2015 ist jedoch ebenso das 200-Jahr-Jubiläum der 1815 erfolgten Gründung des k.k. Polytechnischen Institutes in Wien, der heutigen Technischen Universität, zu feiern – umso mehr als der innovative Aufschwung der Bautechnik im 19. Jahrhundert in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Wirken dieser Institution steht. Mit der Reorganisation des Polytechnikums wurde 1865 die Bauschule unter der Leitung des Architekten Heinrich Ferstel begründet. Die Infrastruktur der Wiener Ringstraße und ihrer Bauwerke wäre als technische Höchstleistung ohne das ab 1872 als Technische Hochschule bezeichnete Institut nicht realisierbar gewesen.³

Ingenieure und Architekten entwickeln neue Bautechniken

Das Gesamtprojekt Wiener Ringstraße stand im Fokus der internationalen Fachwelt. So tagte im Jahr 1864 die 14. Versammlung Deutscher Architekten und Ingenieure in Wien und bildete den Anlass für die Darstellung „Alt- und Neu-Wien in seinen Bauwerken“ durch den Stadtarchivar Karl Weiß. Einen weiteren Anlass für eine „Bestandsaufnahme“ lieferte die Wiener Weltausstellung 1873. Emil Winkler, Professor für Eisenbahnbau und konstruktiven Brückenbau an der „Wiener Technik“ und einer der Begründer der Wiener Schule des Brückenbaus, veröffentlichte mit Unterstützung des seit 1848 bestehenden Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines

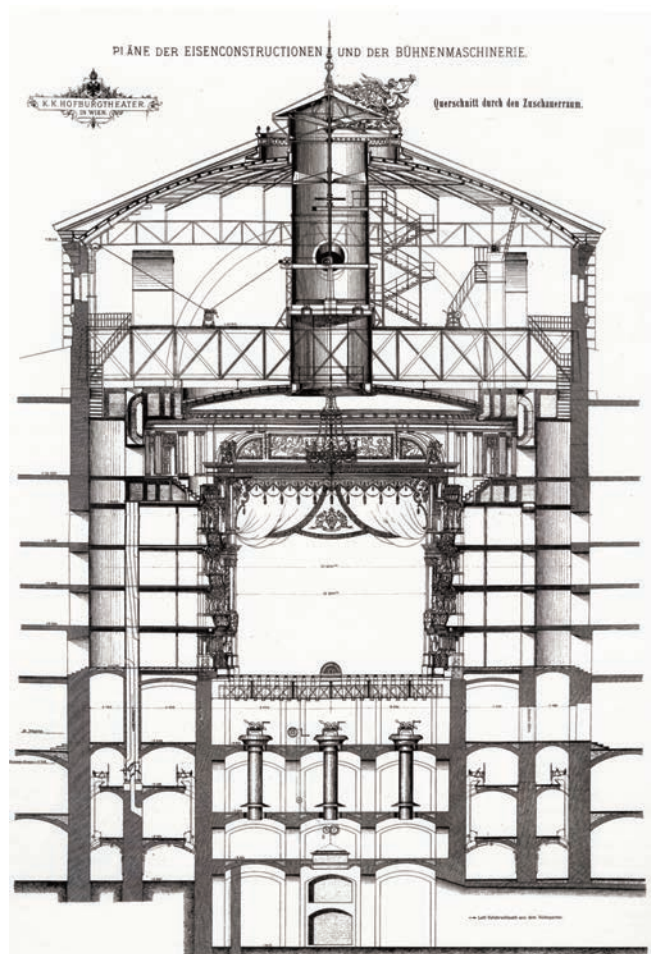


Abb. 15: Burgtheater, Querschnitt durch den Zuschauerraum. Alle konstruktiven Teile der mehrgeschoßigen Ränge und Galerien, der Raumdecke, des mehrstufigen Dachraums mit dem über Dach geführten Lüftungssystem sind von Ig. Gridl ausgeführt (aus: Ignaz Gridl, k. k. Hofburgtheater, Pläne der Eisenconstructionen und der Bühnenmaschinerien, Wien 1890).

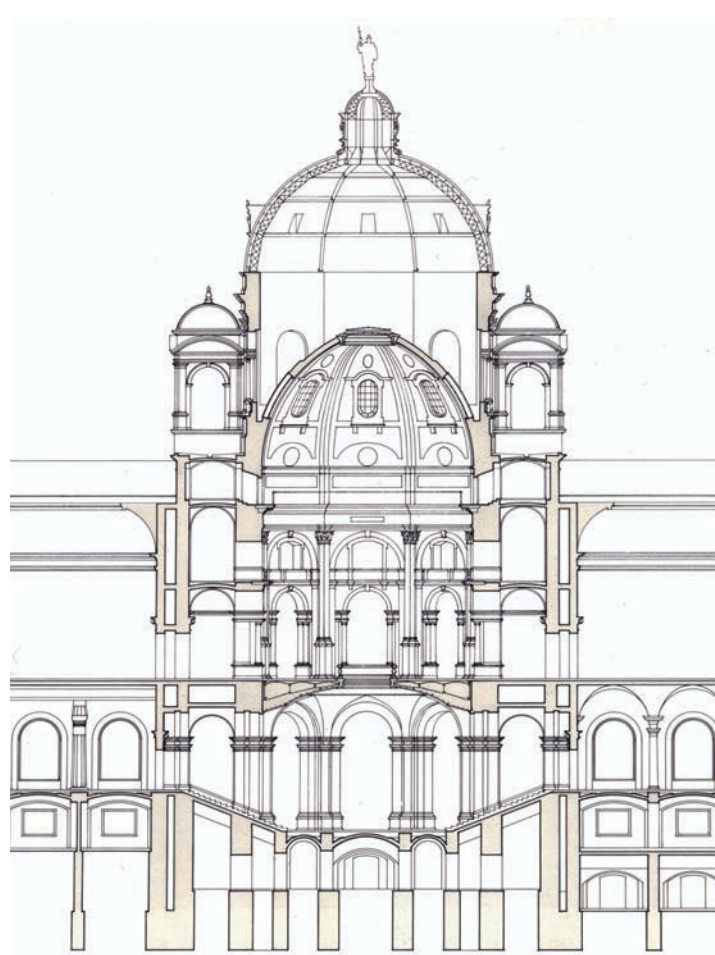


Abb. 16: Kunsthistorisches Museum, Mittelbau: Eingangsebene mit der als „Agraffenkonstruktion“ flach gewölbten Decke, darüber der mehrgeschoßige, gemauerte und reich dekorierte Kuppelraum, bekrönt von der eisernen Dachkuppel mit Laterne (Zeichnung von Ute Georgeacopol, in: Manfred Wehdorn, Die Bautechnik der Wiener Ringstraße, Bd. XI der Reihe „Die Wiener Ringstraße – Bild einer Epoche“, 1979, Taf. 65).

den „Technischen Führer durch Wien“, der sowohl Hochbau als auch Ingenieurbau als Fachgebiete darstellte. In der Fachliteratur wird meist darauf hingewiesen, dass tragende Konstruktionen im 19. Jahrhundert durchwegs „kaschiert“, d.h. ver- bzw. bekleidet worden seien, weil der ästhetische Anspruch dies gefordert hätte (Semper'sche Bekleidungstheorie). Hierbei scheint man zu vergessen, dass auch die kunstvollen hölzernen Kuppel- und Dachkonstruktionen aus Gotik und Barock selbstverständlich niemals sichtbar bleiben konnten: Einerseits musste der monumentale Innenraum aus technischen und gestalterischen Gründen (Raumakustik, Feuergefahr) nach oben geschlossen werden, andererseits erforderte das architektonische Konzept – die Turmbildung als Betonung und Überhöhung des Zentrums von Repräsentationsbauten, Kirchen etc. – über dem Raumabschluss einen zweiten Dachaufbau in Form von Kuppeln und Dachstühlen, was mehrere Decken- und Dachebenen übereinander bedingte. Während im Inneren aus funktionellen Gründen auf geschlossene Raumschalen geachtet wird, sollen die Dachkörper nach außen monumental in Erscheinung treten. Aus technischen und ökonomischen Gründen bot sich dafür der nunmehr durch die Industrie in großen Mengen und gleich bleibender Qualität bereitgestellte Werkstoff Eisen bzw. Stahl an. Die Annahme, dass Eisen im Hochbau „feuersicher“ und somit geeignet sei, die traditionellen Holzkonstruktionen gänzlich zu ersetzen, erwies sich bald als falsch. Große Brandkatastrophen bei Theaterbauten in Wien und weltweit führten gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Entwicklung und Durchsetzung der Stahlbetonbauweise.⁴

Bauwerke, Architekten und Werkstätten

Als erstes Bauwerk der Ringstraßenzone entsteht ab 1856 auf dem ehemaligen Militärexerzierplatz die Votivkirche nach Plänen von Heinrich Ferstel, es folgen 1861–69 das k. k. Hof-Operntheater beim Kärntnertor von Eduard van der Nüll und August Sicard von Sicardsburg, 1872–83 das Rathaus von Friedrich Schmidt, 1873–84 die Universität von Heinrich Ferstel (1883 Kuppel über dem Festsaal), 1874–83 das Parlament von Theophil Hansen, weiters von Gottfried Semper und Carl Hasenauer 1871–89 bzw.



Abb. 17: Naturhistorisches Museum, Blick in den Kuppelraum mit acht Rundfenstern, im Kunsthistorischen Museum ist die Kuppel mit ovalen Fenstern ausgestattet.

1891 das Kunsthistorische bzw. Naturhistorische Museum, 1874–88 das Hofburgtheater und 1874–77 das Hoftheater-Dekorationsdepot („Semper-Depot“), und zuletzt, 1889–93, der Ausbau des Michaelertrakts der Hofburg durch Ferdinand Kirschner. Alle genannten Repräsentationsbauten weisen bemerkenswerte Dach- und Kuppelkonstruktionen auf, die aus oben beschriebenen Gründen für den Besucher zwar nicht sichtbar sind, deren weithin in Erscheinung tretende architektonische Formen aber die Prachtstraße charakterisieren.

Die damals neue Bauaufgabe eines eisernen Dachstuhls bedeutete für inländische Werkstätten noch eine erhebliche Herausforderung. Während noch 1865 eine englische Firma ein Projekt für den Dachstuhl der Votivkirche aus Guss- und Schmiedeeisen vorsah, schlugen inländische Ingenieure bereits reduzierte, leichtere Konstruktionen vor: Die Eisenkonstruktion wurde 1870 nach dem Entwurf des Wiener Ingenieurs Eduard Leyser von der Maschinenfabrik Georg Sigl aufgestellt, der Dachraum ist weitestgehend frei gehalten. – Die Ausführung des Hauptdaches des Opernhauses aus eisernen Fachwerkträgern in Bogenform mit ca. 34 m Spannweite besorgte das Gräflisch Henckel-Donnersmarck'sche Eisenwerk in Zeltweg.

In den 1870er Jahren avanciert die Firma „Ig. Gridl k.k. Hof-Eisen-Constructions-Werkstätte und Schlosserei“, wohl auch als Folge ihrer Leistungsschau bei der Wiener Weltausstellung, zu einem wahren Spezialisten für den konstruktiven Hoch- und Brückenbau und wird mit der Ausführung aller weiteren spektakulären Dachkonstruktionen, Theater- und Bühneneinrichtungen der Ringstraßen-

bauten beauftragt. Keine andere Werkstatt konnte bis zum Ende der Monarchie auf ähnlich bedeutsame Hochbaukonstruktionen verweisen.⁵

Dr. Ute Georgeacopol
Architektur- und Technikhistorikerin

Anmerkungen:

- ¹ Hierzu muss auf die betreffenden Bände der Reihe „Die Wiener Ringstraße - Bild einer Epoche“, hg. von Renate Wagner-Rieger, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1969-1979, verwiesen werden, insbesondere: Bd. II, Elisabeth Springer, Geschichte und Kulturleben der Wiener Ringstraße, 1979; Bd. III, Rudolf Wurzel, Die Wiener Ringstraße - Städtebauliche Planung und Verwirklichung, 1979; Bd. V, Franz Baltzarek, Alfred Hoffmann, Hannes Stekl, Wirtschaft und Gesellschaft der Wiener Stadterweiterung, 1975.
- ² Renate Wagner-Rieger (Hrsg.), Die Wiener Ringstraße - Bild einer Epoche, 15 Bde., Wiesbaden 1969 – 1979.
- ³ Dieser Beitrag konzentriert sich auf einen - allerdings wesentlichen - Teilaspekt der Bautechnik im 19. Jahrhundert, auf die nur in der Fachwelt bekannten eisernen Dachkonstruktionen im Bereich der Ringstraßenzone.
- ⁴ Hier ist an Joseph Melan zu erinnern, geb. 18. 11. 1853 Wien, gest. 6. 2. 1941 Prag, Assistent bei Emil Winkler in Wien, ab 1886 als Professor für bautechnische Enzyklopädien und Baukonstruktionslehre nach Brünn, später für Brückenbau nach Prag berufen, Erfinder der „Melanbauweise“.
- ⁵ Ausführliche Darstellung in der Monographie: Ignaz Gridl Eisenkonstruktionen: Ingenieurbaukunst und Innovation im späten 19. Jahrhundert, hg. von Alfred Fogarassy, Fotografien von Nora Schoeller, Christian Brandstätter Verlag, Wien 2011 (Ute Georgeacopol-Winischhofer, Von der Schlosserei zur Brückenbau-Anstalt, S. 23-45.)

Theophil Hansens Zinspalais – Ausdruck historistischen Gesamtkunstwerkdenkens



Abb. 18: Palais Epstein, Dr.-Karl-Renner-Ring 1, Foto nach 1872

Hansens großbürgerliche, neoaristokratische Bauherren an der Wiener Ringstraße – wie Eduard Todesco, Gustav Epstein oder Ignaz Ephrussi – gehören soziologisch der sogenannten Zweiten Gesellschaft an, jener hierarchisch zwischen eigentlichem Bürgertum und Hocharistokratie einzuordnenden Schicht. Als Industrielle, Bankiers und Großhändler der Hochgründerzeit trachten die Angehörigen dieser Oberschicht der Bourgeoisie nicht nach Verwirklichung eines bürgerlich-fortschrittlichen Selbstverständnisses, sondern konkurrierend nach Gleichstellung mit dem gesellschaftlichen und politisch noch immer tonangebenden Hochadel.

Orientierung am Ideal feudaler Lebensformen einerseits, Weitertradierung bürgerlicher Besitz- und Erwerbsformen andererseits – dies sind die Richtlinien großbürgerlicher Existenz und demgemäß auch die Richtlinien großbürgerlicher Wohnpraxis.

So entsteht nun unter dem Wirken Hansens ein Bautypus, zwei Ausrichtungen zugleich – quasi unter einem Dach – abzudecken. Es ist dies das sogenannte Zinspalais, das repräsentativen wie ökonomischen Anforderungen nachkommen soll, ganz der Struktur seiner Auftraggeberschicht entsprechend: als Architektur ein Verschnitt

hin zum Ganzen – wie die Gesellschaft, auf die sie berechnet ist.

Vom Zinspalais fordert der großbürgerliche Bauherr zum einen künstlerisch ausgestattete Prunkgemächer im ersten Stock, der sogenannten Beletage; zum andern geeignete Comptoirräumlichkeiten sowie vermietbare Wohnungen und Geschäftslokale in den anderen Geschoßen. Adäquat erfüllt ist das Programm dann, wenn die Architektur und deren Ausgestaltung repräsentative und ökonomische Ansprüche effizient realisieren. Und gerade das tut das Zinspalais und wird deshalb zum Prototyp der Wohnhausarchitektur der „Zweiten Gesellschaft“ an der Wiener Ringstraße.

Dieser neue in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffene Bautypus mit der Anforderung, dem Repräsentationsbedürfnis und dem Erwerbssinn einer neu sich formierenden Schicht Ausdruck zu verleihen und Rechnung zu tragen, orientiert sich am adeligen Palast des 18. Jahrhunderts wie auch am bürgerlichen Wohnhaus dieser Zeit. Das Zinspalais erweist sich jedenfalls als Vermischung beider im Barock noch streng voneinander getrennter Typen, eine Vermischung, ausgerichtet auf ideale Einheit. Beide: Vermischung wie Verschnitt sind wichtige Strategien, die hier auf typologi-

schen Schienen das „System Gesamtkunstwerk“ ansteuern.

Ganz im Sinne der Tradition des feudalen Barockpalais gruppiert sich die Gesamtanlage der herrschaftlichen Wohnung des Historismus um jenen Bereich, der ausschließlich der Repräsentation dient, nämlich um den Fest- oder Tanzsaal.

Diese Nachahmung wird freilich, bedingt durch die andere gesellschaftliche Struktur ihrer Träger, im großbürgerlichen Rahmen zur spezifischen Adaption. Es kommt zur Reduktion der barocken Gesellschaftsräume, sowohl was ihre Zahl als auch was ihre Größe betrifft. Die barocken Festsäle werden im Zinspalais zu „Salons“; nur der Tanzsaal behält signifikanterweise, obwohl er sich in seinen Dimensionen den anderen Räumen anpasst, manchmal seinen Namen.

Die Differenzierung in der Beletage zwischen dem offizielleren (repräsentativeren) Charakter des Hauptsals und dem privateren (intimeren) der um ihn gruppierten Salons drückt sich in einer immer wieder zu beobachtenden unterschiedlichen architektonisch-dekorativen Durchgestaltung aus.

Dabei ist gerade für Hansens historistisches „gesamtkunstwerkliches“ Interieurgestalten symptomatisch, dass der Grad der Verdichtung im Zusammenwirken der künstlerischen Medien den Grad der Nobilitierung bezeichnet, der einem Raum und seiner Funktion zukommen soll.

Besonders der Festsaal als das „formal-inhaltliche“ Zentrum des Palais muss immer der Intention der Großbourgeoisie, eine repräsentative Öffentlichkeit zu entfalten, adäquat ausgestaltet sein. Das heißt, monumental ausgestaltet sein mittels Zusammenschluss aller künstlerischer Medien: der Architektur, der Malerei, der Skulptur und des Kunstgewerbes. Ein Postulat findet sich dabei immer wieder erhoben: die Einlösung von „Harmonie“ als wesentlich, ja unerlässlich für die Konstituierung des Interieur-Ganzen zum Gesamtkunstwerk.

Hansen trachtet gerade in diesem Bereich nicht nur schichtenspezifische Ansprüche optimal zu erfüllen, sondern auch die darüber hinaus angestrebte Selbstdarstellung seiner Bauherren eindrucksvoll in Szene zu setzen.



Abb. 19: Palais Epstein, Tanzsaal

So adaptiert er etwa für den Tanzsaal im Palais Epstein jene Dekoration, die von ihm für den Festsaal des Großherzoglichen Schlosses in Oldenburg entworfen, aber dort als zu teuer verworfen wurde. Mit der Realisierung des Projekts in Wien signalisiert Gustav Epstein – seines Zeichens Großherzoglich Oldenburgischer Generalkonsul – bürgerliche Finanzmacht und neo-aristokratisches Konkurrenzstreben. Der Großbürger Epstein kann sich jetzt das leisten, was das von ihm vertretene Fürstenhaus sich nicht mehr leisten kann.

Der adäquate Stil für Hansens Zinspalais und ihre Sprachlichkeit ist der – nach zeitgenössischer Wertung – sogenannte „Wiener Styl“, die „Wiener Renaissance“. Renaissance gilt der Zeit als lebende Kunst, vergleichbar einer lebenden Sprache in ihren Möglichkeiten des Sich-Anpassen-Könnens. Formen der Renaissance, „geschaffen in der Zeit der Medici und mit diesen zu verbinden“, werden angeeignet und eingemeindet für die Wiener „Zweite Gesellschaft“, nicht zuletzt, um deren gegenwärtiges Anspruchsniveau als ein historisch gewachsenes zu deklarieren.

Das Prinzip des Historismus, das Zitieren eines historischen Objekts, um es für bestimmte Intentionen der Gegenwart wirksam zu machen, bestimmt immer wieder die Ausstattung von Hansens Ringstraßen-Zinspalais.

Kunst zu besitzen, Kunst in Form von Zitaten, Kopien und Originalen, dient dem der „Zweiten Gesellschaft“ angehörenden Auftraggeber dazu, seinen Reichtum nicht unmittelbar in Form von erworbenen Kapitalien, sondern vermittelt in Form von erwerbbarer Bildungsgütern zu demonstrieren. In der Ostentation einer eingekauften Tradition ist der Wunsch zu lesen, das

Streben zu erkennen, die individuelle eigene Geschichtslosigkeit durch ein Surrogat an historischer Vergangenheit zu kaschieren und zu kompensieren.

Hier schließt sich der Kreis zum Streben nach dem Gesamtkunstwerk. Gesamtkunstwerkstendenzen, die wir am Topos von Hansens Zinspalais und seiner Ausstattung nachzeichnen können, sind letztlich Ausdruck eines ausgeprägten Suchens nach Stabilisierung auf allen Ebenen. Es geht insgesamt um die Schaffung einer abgesichert-gesicherten Totalität, die „Über-Leben“ sichern soll. Ein Szenario der Strategien wider die Krisen, aufgebieten diese zu verdecken, aber gerade dadurch umso mehr auf sie verweisend.

Was an diesem „Ausschnitt“ des Ganzen – der Ringstraße – sich manifestiert, lässt sich übertragen: der Hang zum Gesamtkunstwerk „Ringstraße“ als eine Art sublimierte Befestigungsstrategie, die dort in Einsatz gebracht wird, wo eben die gebaute Befestigung aufgehört hat, zu existieren.

Dr. Mara Reissberger
Kunsthistorikerin

Ø iD-Führung: Palais Todesco,
08.01.2016 (s. S. 60)



Abb. 20: Palais Todesco, Kärntner Straße 51, Tanzsaal

Das Palais Erzherzog Wilhelm am Parkring



Abb. 21-23: Palais Erzherzog Wilhelm am Parkring 8; Fassade, Prunkstiege (1983)

Die Geschichte

Der Abbruch der nach der Niederlage gegen Napoleon im Jahr 1809 militärisch funktionslos gewordenen Stadtmauer und der Bau der Ringstraße war Wiens städtebaulicher Sprung in die Moderne. Die Stadt befreite sich aus dem zu eng gewordenen Korsett der bis in das Mittelalter zurückreichenden Mauern, atmete durch und platzierte sich im Kreis der Hauptstädte Europas in der ersten Reihe. Die Geschichte der Ringstraße ist eine Geschichte der Menschen, die sie in diesen hundert-

fünfzig Jahren formten und denen sie als gebauter Rahmen ihrer Selbstdarstellung diente. Erzherzog Wilhelm war der Sohn Erzherzog Karls, des Siegers in der Schlacht von Aspern, und ein Cousin Kaiser Franz Josephs, mit dem er freundschaftlich verbunden war. Als Kaiser Franz Joseph 1857 mit seinem fast biblischen Diktum „Es ist mein Wille“ den Startschuss für Wiens größten städtebaulichen Veränderungsprozess seit dem späteren Mittelalter gab, war Erzherzog Wilhelm einer der ersten, der ihm folgte und nach dem Schleifen der Stadtmauern

im Bereich der Stubenbastei einen Baugrund erwarb, um dort sein herrschaftliches Palais zu errichten. Erzherzog Wilhelm war ab 1863 Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens, eines geistlichen Ritterordens, dem er das Palais nach seiner Fertigstellung schenkte. Im 19. Jahrhundert war aus dem Orden ein „selbständiges geistlich-ritterliches Institut unter dem Bande eines unmittelbaren kaiserlichen Lehens“ geworden, das nicht zuletzt der Versorgung von Mitgliedern der kaiserlichen Familie diene und das sich unter Erzherzog Wilhelm auf seine Rolle als karitative Fürsorgeanstalt im militärischen Bereich konzentrierte. Nach seinem Tod bei einem Reitunfall im Jahr 1894 bezog sein Neffe Erzherzog Eugen als Hoch- und Deutschmeister das Palais an der Ringstraße. Eugens Leben als Hoch- und Deutschmeister ist ein Spiegel der österreichischen Geschichte. Im ersten Weltkrieg diente er in verschiedenen Funktionen in der Armee und wurde nach der Niederlage der Habsburgermonarchie als Mitglied des ehemaligen Herrscherhauses im Jahr 1919 von der jungen Republik Österreich des Landes verwiesen. Er legte sein Amt als Hoch- und Deutschmeister im Jahr 1923 zurück und begleitete als einfaches Mitglied des Ritterordens seine Umwandlung in einen kirchlichen Orden. Im April 1938 verkaufte der Deutsche Orden das Hoch- und Deutschmeisterpalais an die Stadt Wien, die es nach dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland an die SS vermietete. In einer Rede im Jahr 1939 dankte Heinrich Himmler der Stadt Wien für die Überlassung des Gebäudes, das in den folgenden Jahren als Sitz des höchsten Führungsstabes der SS und der Polizei in Wien diente. Hausherr war Ernst Kaltenbrunner, der im „Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher“ als einer von 24 Angeklagten zum Tod verurteilt und 1946 hingerichtet wurde. Es ist eine der vielen bitteren Ironien der österreichischen Geschichte, dass nach der Auferstehung der Republik Österreich nach Jahren des Terrors und der Diktatur in diesem Sitz der verbrecherischen Sicherheitsdienste ausgerechnet die Polizeidirektion Wien ab dem Juli 1945 Quartier bezog. 1974 zog die Bundespolizeidirektion aus und es begann ein mehrjähriger Prozess der Suche für

eine adäquate Nachnutzung des Gebäudes. 1981 wurde es von der Stadt Wien an den OPEC Fund for International Development (OFID) verkauft, der dort den Hauptsitz seiner multilateralen Organisation für die Finanzierung von Entwicklungshilfe einrichtete. Der Kreis schließt sich und das Gebäude dient wie zu seinen Anfängen wieder einer Organisation mit karitativem Anspruch als repräsentatives Aushängeschild.

Das Gebäude

Das Palais Erzherzog Wilhelm sollte eines von nur zwei Gebäuden an der neu konzipierten Ringstraße bleiben, die von Mitgliedern der kaiserlichen Familie errichtet und bezogen wurden. Erzherzog Wilhelm, der sich wohl schon seit seiner Übernahme des Amtes als Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens mit dem Plan der Errichtung eines neuen Repräsentationsgebäudes trug, schloss 1864 mit Theophil Hansen einen Vertrag für den Bau des Hoch- und Deutschmeisterpalais. Der Auftrag muss für Theophil Hansen von besonderer Bedeutung gewesen sein. Nachdem er erst Ende der 1850er Jahre als erfolgreicher Architekt aus Athen nach Wien gekommen war, gelang es ihm mit diesem Bau, sich in den allerhöchsten gesellschaftlichen Kreisen der Stadt als Architekt zu platzieren. Hansens Karriere erhielt nicht zuletzt mit den ausgeführten Plänen für das Palais den notwendigen Schub, um in der Folge als wohl erfolgreichster und prägendster Architekt der Ringstraßenzeit der Stadt Wien einen markanten Stempel aufzudrücken.

Das Palais Erzherzog Wilhelm wurde von ihm nach eigenem Bekunden in Bauformen einer „griechischen Renaissance“ ausgeführt während die Zeitgenossen vor allem Italienisches erkennen mochten. Die ringstraßenseitige Fassade des Palais wird von zwei schlichter gehaltenen Wohngebäuden mit Fassaden in Formen der Neorenaissance gerahmt. Seine mit einem rustizierten Sockel, vorgelegten Säulen, Pilastern, den Balustraden oberhalb des Attikageschoßes und den Karyatiden des Mittelrisalits nobilitierte Schauffassade spielt mit dem reichen Formenkanon historischer Architekturen, der nicht zuletzt zu der zeitgenössischen Verwirrung bei der stilistischen Einordnung des Gebäudes beitrug. Streng im Charakter findet Hansen

auch im Grundriss zu einer Lösung, die Formen der italienischen Palastarchitektur aufgreift und anschließend für die Zwecke einer repräsentativen und funktionalen Nutzung entsprechend der Wünsche des 19. Jahrhunderts weiterentwickelt.

Kern des Palais ist ein überdachter Innenhof, der den in einem Prunkstall im Erdgeschoß untergebrachten Pferden des Erzherzogs als Winterreiterschule dienen konnte. Über ein im Seitentrakt untergebrachtes imperiales Stiegenhaus wird die Beletage erschlossen, die sowohl die Wohn- als auch die Repräsentationsräume des Hoch- und Deutschmeisters miteinander verschränkte und deren Ausstattung zu den Höhepunkten der kunsthandwerklichen Leistungen der Ringstraßenzeit gehört. Im Spiel mit Materialien und Formen entsteht ein unendliches Verweissystem handwerklicher Techniken und ikonologisch aufgeladener Gestaltungen, die das 19. Jahrhundert als das Jahrhundert klassischer Bildung bezeugen, als das es bis heute wahrgenommen wird.

Adaptierung als Bürogebäude

Beschränkten sich die Eingriffe in die historische Substanz bis zum Auszug der Bundespolizeidirektion auf Veränderungen der technischen Infrastruktur und die starke Abnutzung der Ausstattung in den ersten hundert Jahren seiner Geschichte, wurde das Palais mit seiner Umnutzung als Bürogebäude des OPEC Fund for International Development auch baulich massiv verändert. In einer ersten Umbauphase

1981/82 wurden unter der Leitung von Arch. Georg Lippert die beiden Seitenrisalite an der Ringstraße und an der Cobdengasse aufgestockt, die Fenster des dritten Obergeschoßes wurden vergrößert. Im Inneren wurde das Eingangsfoyer neu gestaltet, die oberen Geschoße als Bürotrakte ausgebaut und drei Liftanlagen errichtet. In einer zweiten Umbauphase 2007/09 realisierte Wehdorn Architekten einen Dachausbau über dem Mittelrisalit und eine Aufstockung der beiden an die Nachbargebäude angrenzenden Seitenflügel des Gebäudes. Die historische Lichtführung im Prunkstiegenhaus wurde durch die Konstruktion einer künstlichen Lichtdecke nachgestellt. Die herausragende bauliche und kunsthandwerkliche Ausstattung des Äußeren und des Inneren – besonders der Beletage, des Stiegenhauses und der Stallungen – des Gebäudes wurde mit enormem Aufwand restauriert und repräsentiert heute eines der schönsten Beispiele ringstraßenzeitlicher Architektur in Wien.

*Mag. Michael Rainer
Bundesdenkmalamt,
Landeskonservatorat für Wien*

① iD-Führung: In Planung

Literatur

Audrey Haylins, Jeanette Koller (Hrsg.), Palais Erzherzog Wilhelm von Theophil Hansen. Das OFID-Gebäude am Wiener Parking im Wandel der Zeit, Wien 2012



Abb. 24 u. 25: Palais Erzherzog Wilhelm: Deckenkassetten und Türschnalle im Festsaal

Das Palais Erzherzog Ludwig Viktor in Wien



Abb. 26: Das denkmalgeschützte Palais Ludwig Viktor am Schwarzenbergplatz

Schwarzenbergpl. 1 / Schubert-ring 13 / Pestalozzigasse 2

In der Geschichte der Architektur ist es wohl einmalig, dass ein Denkmal bestimmend für die Gestaltung des umgebenden Straßenraumes wird. Beim Schwarzenbergplatz war genau das der Fall. Die heute als selbstverständlich wahrgenommene Sichtachse



Abb. 27: Erzherzog Ludwig Viktor

zum Palais Schwarzenberg gab es vor dem Fall der Basteien gar nicht. Über den offen fließenden Wienfluss führte die Mondscheinbrücke, allerdings abgerückt (etwa Brucknerstraße 4 und 6) zur Karlskirche hin. Ausschlaggebend wurde der Plan zur Errichtung eines Reiterstandbildes zu Ehren des Heerführers Karl Philipp Fürst Schwarzenberg, dessen Name mit dem Sieg über Napoleon in der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 untrennbar verbunden ist. Das Denkmal sollte in der Sichtachse zum Palais nahe der neu angelegten Ringstraße stehen. Der aus Dresden stammende Bildhauer Ernst Julius Hähnel setzte sich mit seiner Forderung durch, seinem Denkmal einen würdigen architektonischen Rahmen zu geben. So legte schließlich die Stadterweiterungskommission unter Mitwirkung der Architekten van der Nüll und Sicardsburg das Grundkonzept für den neu zu schaffenden Platz fest. Es sah vier dominierende Eckbauten vor, dazwischen Verbindungsbauten, die wie ehrerbietig gegenüber dem Reiterstandbild zurückgesetzt sein sollten. Für sie waren Arkaden vorgesehen, die aber dann doch nicht gebaut wurden.

Den Auftakt des Platzes bildet linker Hand das Palais des Erzherzogs Ludwig Viktor. Dass sich der damals

21jährige jüngste Bruder Kaiser Franz Josephs entschloss, an dieser prominenten Stelle sein Privatpalais zu errichten, hob die Bedeutung des Unternehmens Ringstraße hervor. Als Architekt kam Heinrich von Ferstel zum Zuge. Er hatte sich durch den Bau der Votivkirche und der österreichisch-ungarischen Bank zwischen Freyung und Herrengasse einen Namen gemacht. Bisher galt er als Experte für gotische Bauformen. Nun musste er sich neu orientieren, denn „als Stil wurde von Sr. k. Hoheit jener der italienischen Renaissance bezeichnet, und ich war bemüht, jenen Charakter zur Geltung zu bringen, welcher von den Meistern in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur höchsten Vollkommenheit entwickelt wurde“. Auch was den 1.422 m² großen, unregelmäßigen Baugrund betraf, stand Ferstel vor einer Herausforderung. Die Ringstraße macht zur Pestalozzigasse einen Knick Richtung Schubert-ring (damals Kolowratring). So entschied sich Ferstel für eine rundturmartige Ecklösung. Das erzherzogliche Palais wurde zwischen 1864 und 1869 gebaut. Für Sockel, Gesimse, Rahmungen und Rustika wurde Stein aus Wöllersdorf, Mühllendorf und Mannersdorf verwendet, für den Risalit der Hauptfront zum Schwarzenbergplatz hin Istrianer Stein. Hier heben frei stehende korinthische Säulen zwischen den fünf großen Bogenfenstern den Ballsaal hervor. Über den Säulen sind Podeste für Figuren angebracht, die Persönlichkeiten darstellen, die wesentlich zum Glanz des Hauses Habsburg beigetragen haben: Niklas Graf Salm, Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, Ernst Gideon Graf Laudon, Joseph von Sonnenfels, Johann Bernhard Fischer von Erlach und Prinz Eugen von Savoyen. Blickfang in der Mitte des Obergeschoßes ist das vergoldete kaiserliche Wappen in einer Kartusche, flankiert von zwei Karyatiden, die den Dreiecksgiebel darüber tragen. Bei der Dachzone, gekrönt von einem vergoldeten Firstkamm, ließ sich Ferstel von französischen Vorbildern leiten.

Wo ein kaiserlicher Prinz residiert, sind auch Repräsentationsräume unerlässlich. Die Inszenierung beginnt mit dem auf Säulen ruhenden Gewölbe des Vestibüls, gefolgt von der zweiläufigen, im rechten Winkel geknickten Haupttreppe mit prächtigem Bronze-

kandelaber. Im ersten Stockwerk dann der Ballsaal – der Hausherr liebte Tanzveranstaltungen – und der Speisesaal, beiden vorgelagert eine Galerie. Auch ein Wintergarten durfte nicht fehlen, ebenso wenig eine Hauskapelle am Ende der Enfilade der Privaträume des Erzherzogs. Auffällig ist, dass bei den ersten Planungen Räumlichkeiten für die „Frau Erzherzogin“ vorgesehen waren, also für eine künftige Gemahlin des Hausherrn, die es aber nie geben sollte. Ludwig Viktor blieb zeitlebens unverheiratet. Auf die anderen vier Geschoße verteilte sich alles, was für einen hochherrschaftlichen Haushalt damals erforderlich war. Dazu zählte ein geräumiger Pferdestall im Keller-geschoß. Zu erreichen war er über eine Rampe, die von der Durchfahrt an der Pestalozzigasse abzweigte. Auch die Küche war in diesem Bereich untergebracht. Im Erdgeschoß befanden sich die Wagenremise, Loge und Wohnung des Portiers sowie die Unterkünfte für das Küchen- und Stallpersonal. Im Mezzanin sowie im ersten Stock hatte der Hausherr seine Privaträume. Der zweite Stock wurde von Mitgliedern des Hofstaates bewohnt,

hier gab es auch Kanzleiräume. Dem Hauspersonal stand ein eigenes, alle Stockwerke verbindendes Stiegenhaus in runder Form an der Seite der Pestalozzigasse zur Verfügung.

Das Palais Ludwig Viktor kann architektonisch nicht isoliert betrachtet werden. Auffällig ist die große Ähnlichkeit mit dem direkt gegenüber stehenden Palais des Freiherrn von Wertheim (Nr. 17). Er hatte sich als Erfinder der feuerfesten Kassa international einen Namen gemacht. An der Fassade sind Karyatiden als Figureschmuck zu finden. Im Inneren fehlen Repräsentationsräume, denn das Haus sollte – wie das in der Gründerzeit vielfach der Brauch war – auch durch Wohnungsvermietung Erträgnisse abwerfen. Ferstel hat auch bei diesem von ihm konzipierten Palais die runde Ecklösung, hier zur Canovagasse, angewandt. Von ihm stammt auch das Nebenhaus (Nr. 16) sowie das zum Platz hin rekonstruierte Direktionsgebäude der k.k. Staatseisenbahngesellschaft, Schwarzenbergplatz 3 / Ecke Lothringerstraße. Erzherzog Ludwig Viktor, als „Nachzügler“ verwöhntes Nesthächchen der kaiserlichen Familie, war als

Erwachsener weder charakterlich noch körperlich eine einnehmende Erscheinung. Seine böse Zunge war in der Gesellschaft nicht weniger gefürchtet wie sein Hang zur Intrigue. Auch seine Eskapaden waren stadtbekannt. Viel wurde ihm wegen seines hohen Ranges nachgesehen, bis er den Bogen durch einen Skandal überspannte. Der Kaiser als Familienoberhaupt verbannte ihn nach Schloss Kleßheim bei Salzburg, wo er wenige Monate nach dem Fall der Monarchie in geistiger Umnachtung starb. Das leer stehende Palais am Schwarzenbergplatz wurde 1910 dem Militärwissenschaftlichen und Casino-Verein übergeben. Noch heute hat hier die Österreichische Offiziersgesellschaft ihre Räumlichkeiten. Das Burgtheater nutzt das Haus als Probe Bühne unter der Bezeichnung Kasino am Schwarzenbergplatz.

Dr. Edgard Haider
Historiker und Buchautor

id-Führung: Palais Erzherzog Ludwig Viktor, 13.02.2016 (s. S. 60)

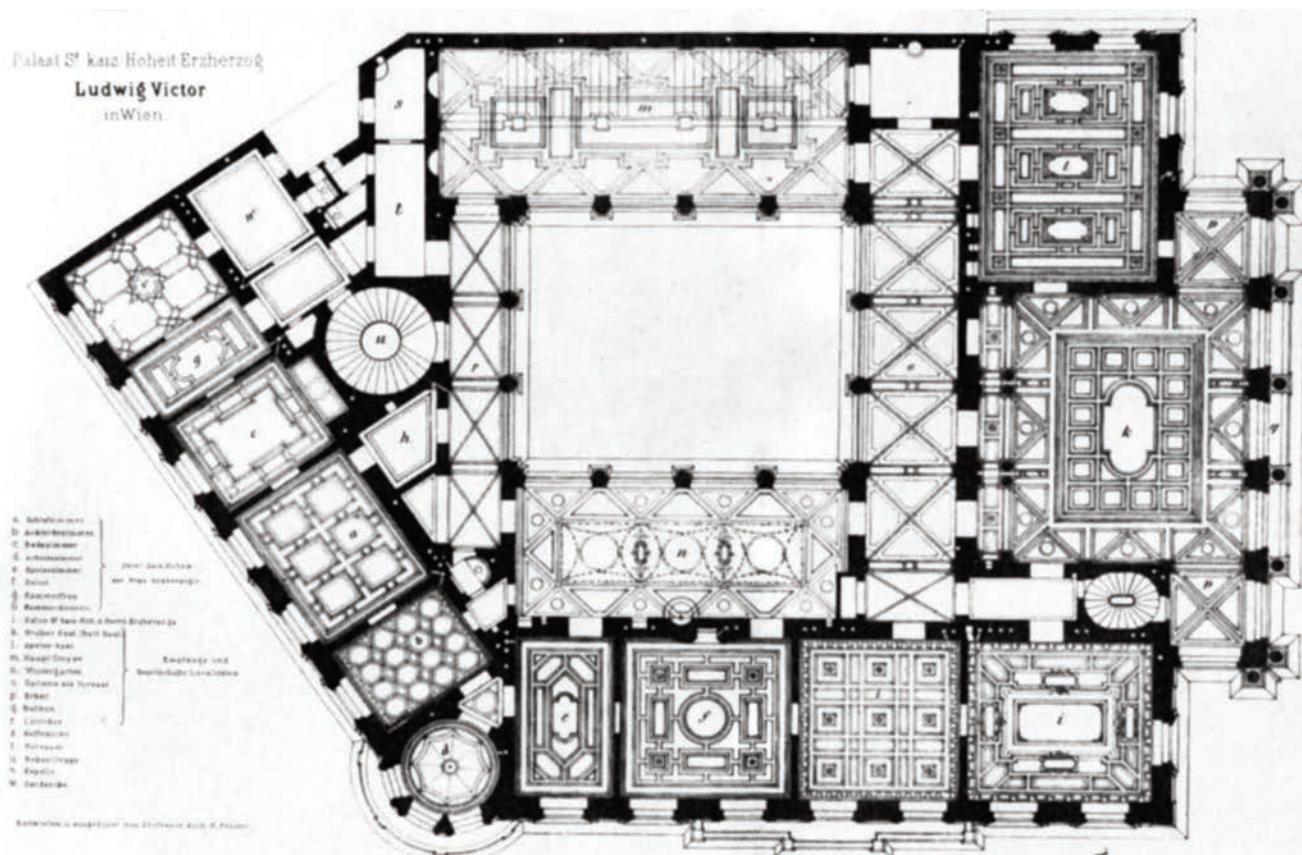


Abb. 28: Zeitgenössische Planskizze der Raumaufteilung im ersten Stockwerk. Scan aus dem Ausstellungskatalog „Heinrich von Ferstel, Bauten und Projekte für Wien“.

Das Hotel Imperial gestern und heute



Abb. 29 (li.): Hotel Imperial am Kärntner Ring 16, Schauffassade zur Ringstraße; Abb. 30 (re.): Stiegenaufgang

Das legendäre Hotel Imperial am Kärntner Ring 16, heute ein Haus der Marke The Luxury Collection, ist neben dem „Sacher“ hinter der Oper Wiens berühmtestes Hotel und die erste Adresse für Staatsbesuche. Ursprünglich als Privatresidenz des Herzogs Philipp von Württemberg erbaut, verwandelte sich das stolze Palais für die Weltausstellung 1873 zum Hotel Imperial.

Der Bauherr, Philipp von Württemberg ließ sich sein Wiener Domizil 1863-65 vom Münchner Architekten Arnold Zenetti und dem Wiener Heinrich Adam errichten. Er behielt es allerdings nur für wenige Jahre. Angeblich empört über die Baumaßnahmen, die im Zuge der Ringstraßen-Erschließung rund um sein Palais stattfanden (wo heute der Musikverein steht, existierte ursprünglich ein Garten), verkaufte er das Haus und bezog das wohl ruhigere Palais Strudelhof in Alsergrund. In dieser Situation nutzte der neue Besitzer, der Geschäftsmann Horace Ritter von Landau, die Gunst der Stunde. Dem Vorbild des gerade schräg vis-à-vis eröffneten Grand Hotel folgend, wandte er sich an die Stadt Wien mit der Bitte, aus dem Palais ein Hotel machen zu dürfen.

Dem Wunsch wurde entsprochen, und so konnte das im Zuge der Umwidmung gleichzeitig aufgestockte Haus am 28. April 1873 – genau rechtzeitig zur Eröffnung der Wiener Weltausstel-

lung – als Hotel eröffnet werden. Die prächtige Innenausstattung im Stil der Neorenaissance wurde beibehalten, gleichzeitig wurde auf modernen Komfort wie einen Personenaufzug und Telegraphenanschluss Wert gelegt.

Von Anfang an war das „Imperial“ das bevorzugte Quartier hoher und höchster Herrschaften. Im Eröffnungsjahr waren Kaiser Wilhelm I. und Bismarck hier zu Gast, ihnen folgte eine lange Liste gekrönter Häupter und Staatsmänner. Aber auch Künstler aller Genres beehrten das Imperial, von Richard Wagner und Gustav Mahler über Eleonora Duse und Sarah Bernhardt bis zu Thomas Mann und Rabindranath Tagore. Beim legendären Wien-Besuch Charlie Chaplins im Jahr 1931 war das Imperial sogar Schauplatz einer Wiener Köpenickiade: Der arbeitslose Schauspieler Johann Schwefel war als „Tramp“ gekleidet über den Ring ins Hotel marschiert und hatte für Verwirrung gesorgt, bevor er von Hoteldienern gestoppt und der Polizei übergeben wurde.

Im Zweiten Weltkrieg blieb das Hotel unzerstört. Es wurde so wie das Grand Hotel von der russischen Besatzungsmacht bezogen und ging 1955 wieder in österreichische Hände über. Die Tradition der berühmten Besucher setzte sich mit Staatsgästen wie dem Schah von Persien,

Chruschtschow und Kennedy (1961), Kaiser Akihito von Japan fort, um nur einige zu nennen.

Im September 2014 wurde das „Imperial“ nach 14-monatiger Umbauzeit offiziell wiedereröffnet. Die öffentlich zugänglichen Bereiche wurden nach Planungen des britischen Interior Designers Alex Kravetz und in enger Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt neu gestaltet, dies betrifft die Rezeptionshalle, das OPUS Restaurant, die Lobby-Lounge mit Bar, das Café Imperial Wien mit der Boutique für die Imperial Torte sowie die Konferenz- und Banketträumlichkeiten im Erdgeschoß.

Mit dem Umbau wurde auch der Zugang des Hotels Richtung Musikverein erneuert und vergrößert. Der historische „Komponisteneingang“ wurde offener gestaltet, durch ihn gelangt man in den Gang der Geschichte, der mit Bildern bekannter Gäste und Freunde des Hauses geschmückt ist und die Parterre-Bereiche miteinander verbindet. Im Bereich des Café Imperials wurde ein neuer Parkettboden verlegt und neue Lichtelemente installiert, das von Oswald Haerdtl geschaffene Mobiliar wurde restauriert.

Mag. Wolfgang Burghart
Chefredakteur Denkma[i]

📍 **iD-Führung: Hotel Imperial,**
11.3.2016 (s. S. 60)

Die Möblierung der Ringstraße – Geschichte eines Niedergangs

Die Ringstraße ist ein Meilenstein in der Entwicklung Wiens zur Weltstadt und Identität stiftend wie sonst nur der Stephansdom. Viel kann man anlässlich des 150-Jahr-Jubiläums über Architekten, deren Stil und über die diversen Bauherren lesen, genauso über die Sternstunden im Werdegang Österreichs, für die die Ringstraße Schauplatz war. Schon weniger wird man vermutlich über ihre Kritiker zu hören bekommen, etwa jene, die damals dem schwindenden alten Wien nachtrauerten, und für die die neuen Prachtbauten nur eine „steinerne Speiskart‘n“ war, wie etwa für den Maler Friedrich von Amerling. Nicht zu vergessen die Freunde des „realen Sozialismus“, für die nach dem Fall der Monarchie die Ringstraße ein überladenes Monument kapitalistischer „Blutsauger“ war und die am liebsten alles abgerissen hätten. Heute ist das anders, man wirbt touristisch mit dem Flair von „Imperial Vienna“.

Das Jubiläum soll aber auch Anlass sein, sich um wenig Bekanntes, ja vielleicht gern Übergangenes zu kümmern, weil es den beschworenen Glanz des einzigartigen Boulevards trüben könnte. Etwa bei der Frage, wie sich die Ringstraße heute in ihrer Gesamtheit präsentiert. Ist es ein harmonisches Bild, das sich dem Beschauer bietet, stimmen auch die Details? Eine ganz wesentliche Rolle spielt dabei die Straßenmöblierung, also Beleuchtungskörper, Trägermaste, Abspannungsdrähte, Litfaßsäulen, Parkgitter, Baumscheiben etc. Das betrifft nicht nur die Ringstraße an sich, sondern die gesamte Zone der Neubebauung nach dem Fall der Bastionen und der Auffassung der Glacis. Als geschichtsinteressierter Gymnasiast war ich von den Bauten der Ringstraße beeindruckt. Die Form ihrer Beleuchtung fiel mir erst durch einen Fernsehbeitrag von Heinz Fischer Karwin in den 1960er-Jahren und dem darin geäußerten Satz „...Und wieder ein paar Peitschenhiebe gegen den guten Geschmack!“ auf, wie ich schon an anderer Stelle berichtete. Der Kommentar bezog sich auf die „**Peitschenleuchten**“, jene damals als hoch modern angesehenen Leuchten mit den drei in Peitschenform ausschwingenden Auslegern. Jetzt fiel mir erst die Allgegenwart der „Peitschen“ entlang der gesamten Ringstraße und



Abb. 31: Alte Lichtbogenmaste vor der Oper, historische Aufnahme um 1900

ihren angrenzenden Plätzen und Straßenzügen auf (Abb. 33).

Beleuchtungseinrichtungen

Beim Blick auf alte Fotos war mir klar, dass man ursprünglich eine Form gefunden hatte, die stilistisch der Eleganz der Prachtstraße adäquat war. Es handelte sich um die großen **Bogenlampenmaste** mit dem schneckenförmigen Ausleger und dem mit floralem Dekor versehenen Sockel. Dass sie einstmals zweifarbig und mit Blumenkörben geschmückt waren, begeisterte mich besonders (Abb. 31). Ab 1923 wurde die technisch veraltete Lichtbogenlampenbeleuchtung aufgegeben und durch Glühlampenleuchten ersetzt, die innerhalb der baumbestandenen Abschnitte der Ringstraße an den Querdrähten der Straßenbahnüberleitung aufgehängt waren. In diesen Bereichen verloren die Bogenlampenmaste ihre Funktion als Beleuchtungskörper und dienten nur mehr der Abspannung der Oberleitung. Auf Kreuzungen und Plätzen, wo die hohen Maste weiterhin in Verwendung waren, begann man ab 1937 die als überladen angesehenen und technisch entbehrlichen Zierteile zu entfernen. Dürrt wirkende Blechschirme ersetzten die charakteristischen „Schneckenausleger“. Der alte Bestand dieser Beleuchtungskörper wurde etwa ab Mitte der 1950er-Jahre systematisch reduziert, die alten

Maste mit historischem Sockel gekürzt und Ausleger in Peitschenform montiert. Doch auch die Tage der „Peitsche“ waren gezählt. Den Anfang machte 1970 der Bau der Tiefgarage unter dem Rathausplatz. Statt der Peitschenleuchten wurden einfache Bogenauslegermaste in der Front zum Rathaus installiert. Später folgten die Seitenstraßen des Rathauses und der Bereich der Bellaria. Dieses Stück-



Abb. 32: Mastenwechsel in der Stadiongasse

werk konnte keinesfalls befriedigen. Es war daher ein Lichtblick, als Helmut Zilk in seiner letzten Pressekonferenz als Bürgermeister 1994 eine durchgehend neue Beleuchtung für die Ringstraße ankündigte, und zwar in Form der historischen „Bischofsstäbe“, wie sie ab 1903 in allen Hauptstraßen und auf Plätzen aufgestellt worden waren. Doch Jahr um Jahr verging, es blieb alles beim Alten. 2004, als Michael Häupl zehn Jahre im Amt des Bürgermeisters feierte, richtete ich an ihn via E-mail die Frage, warum seitdem

ten zwischen 2005 bis 2007 mit neuen Laternen und Lichtmasten ausgestattet würde. „...neben der Ausleuchtung der Verkehrsflächen soll ja auch die Ästhetik der historischen Bauten und somit der Flair der Prachtstraße optimal zur Geltung kommen. Künftig wird es für die Ringstraße ein einheitliches Lichtkonzept geben. Besonders Augenmerk wird darauf gelegt, die Lichtmaste und Spannungsdrähte auf das erforderliche Minimum zu beschränken. Dank der Magistratsabteilung 33 - Städtische Beleuchtung wird

und **Philharmonikerstraße**, dem **Dr. Karl Lueger-Platz**, der **Weiskirchnerstraße** und dem **Deutschmeister-Platz**, die ebenso von Bogenauslegermasten mit Ziersockel erleuchtet werden, erspart geblieben. In Erinnerung geblieben ist mir die Entrüstung des früheren Direktors des Museums für Angewandte Kunst (MAK), Peter Noever, über die Installation von Altstadtlaternen im Bereich des Museums: „Diese Kitschleuchten sind eine unglaubliche ästhetische Umweltverschmutzung, die Inkarna-



Abb.33-36 (v.l.n.r.): Peitschenleuchte beim Parlament in den 1960er-Jahren; Kofferleuchte im Rathauspark; Mastenwald am Schwarzenbergplatz, Zustand nach dem Umbau; Knickleuchte vor der Kunstakademie am Schillerplatz;

nichts geschehen sei. Keine Achtung vor dem „letzten Willen“ Zilks und bloße Ankündigungspolitik der satt-sam bekannten Art? „Die Ringstraßenbeleuchtung ist nach wie vor ein wildes Durcheinander von Peitschenleuchten (auf nacktem Gestänge oder alten verrosteten Sockeln), Bogenleuchten neueren Datums, Neonröhren auf Spannungsdrähten, auch in den Nebenfahrbahnen, etc. Auch ausgerechnet im Bereich Parlament hat man diesen unerfreulichen Anblick. Und das seit den 60er-Jahren! Irgendwann muss doch auch für diese wahrlich nicht unwichtige Maßnahme Geld vorhanden sein. Schließlich leistet sich die Stadt auch teure Theaterumbauten (Ronacher)... Ich wende mich bewusst an Sie, Herr Bürgermeister, weil ich die Angelegenheit für eine politische Entscheidung halte. Sie sind als Politiker mit Durchschlagskraft bekannt. Bitte setzen Sie diese Fähigkeit auch hier ein. Eine nicht geringe Zahl an Bürgern wird es Ihnen danken.“ In einem Antwortschreiben des Pressebüros von Stadtrat Rudolf Schicker (SPÖ), zuständig für Stadtentwicklung und Verkehr, wurde mir mitgeteilt, dass die Ringstraße in drei Abschnit-

ten die Ringstraße generell in allen Bereichen mehr Licht bekommen, gleichzeitig aber der Energieverbrauch gegenüber heute gesenkt werden.“ Tatsächlich wurden in den Seitenfahrbahnen die **Leuchtstoffröhren** auf den unpassenden Abspannungen entfernt und neu gegossene **Kandelaber in historischer Form** aufgestellt. Eine Wohltat für das Auge und der viel gerühmten Prachtstraße angemessen! Ernüchtert war ich allerdings beim Blick auf die neuen Bogenauslegermaste anstelle der Peitschenleuchten. Sie strahlen den „Charme“ senkrecht gestellter Kanalaröhren aus, besonders plump im unteren Bereich. Wahrhaft keine angemessene Lösung, wieder einmal Marke „Billigsdorfer“ - Hauptsache einheitlich. In brutaler Weise wurde das am **Rathausplatz** zur Stadiongasse hin deutlich. In einer Nacht- und Nebelaktion entfernte man die schönen Lichtmaste mit dem Ziersockel und ersetzte sie durch die plumpe Version, um sie allen anderen Masten im Umfeld des Parlamentsgebäudes anzupassen (Abb. 32). Ein ähnliches Schicksal ist den Straßenzügen rund um die Oper, also **Kärntnerstraße**, **Operngasse**

tion der Impotenz einer Stadt“. Kein Wort der Kritik an den Geschmacklosigkeiten der 1950er- und 60er-Jahre, die hat es für ihn wohl nie gegeben. Um noch einmal auf den Rathausplatz zurück zu kommen: An der Parkseite vor dem der Seitenfront des Universitätshauptgebäudes hat man die schlichten Sechskant-Sockel der Bogenauslegermaste beibehalten. Die Frage nach einheitlichem Design wie vor der Seitenfront des Parlaments stellte sich offensichtlich nicht. Hier sei auch die **Reichsratsstraße** hinter der Universität erwähnt. Der berühmte schöne Blick von der Rampe des Rathauses hinüber zur Votivkirche wird hinter der Universität durch Leucht-



Abb. 37: Rollkabel vor Hotel Marriott am Parking

stoffröhren auf Abspannungsdrähten beeinträchtigt. Auf der anderen Seite hinter dem Parlament hat man im Zuge der Verlegung der Straßenbahngleise wenigstens Bogenlampenmaste mit Doppelauslegern installiert. Eine einheitliche Gestaltung dieser einzigartig schönen Straße mit den Arkadenhäusern wäre dringend notwendig.

Ein anderes Beispiel für fehlendes Einfühlungsvermögen bei Neugestaltungen in der Ringstraßenzone ist der **Rathauspark**. In Wien fand 2008 die Fußball-EM statt, die Ringstraße wurde Fanmeile. Mit einigem Befremden fiel mir auf, dass im Park die bisherigen, eher billig wirkenden Kugel-Leuchten durch so genannte **Kofferleuchten** ersetzt worden waren. Eine Vorsichtsmaßnahme, dachte ich, denn solche Leuchten sind mehr vor der Zerstörung durch eventuell randalierende Fans gefeit als Glaskugel-Leuchten. Die EM war Geschichte, ein Jahr später waren die Kofferleuchten noch immer da. Deshalb fragte ich über den Bürgerdienst an, ob an

pelanlagen genutzt, führten sie zu einem „Design-Desaster am Schwarzenbergplatz: Architekt nennt Wien „Bananenrepublik“. Mastenwald im Gründerzeitensemble: Den Unterteil bestellten die Wiener Linien, den Oberteil die MA 33“, titelte die Tageszeitung „Die Presse“ am 18.11.2003. Der Architekt, der Spanier Alfredo Arribas, Gewinner des 1998 ausgeschriebenen internationalen Wettbewerbs zur Neugestaltung des Platzes, hielt mit seiner Empörung nicht zurück. Drei Monate habe er gegen die Maste gekämpft, die Wiener Linien hätten sich vor den Besprechungen gedrückt. Sein eigenes Quermaß für die Maste habe 26 Zentimeter betragen, nun stünden auf dem Schwarzenbergplatz 33 Zentimeter dicke Stahlsäulen. Das Argument der Wiener Linien, man habe sich aus statischen Gründen (wohl eher weil es billiger war) für diese Dimension entscheiden müssen, quitierte Arribas bezeichnend mit „Bla-bla-bla“. Die „Verspargelung“ des auf Weite ausgelegten Platzes ist damit auf Jahr-

sehr eine (durch)gestaltende Hand fehlt.

Direkt gegenüber mündet die **Schottengasse** in die Ringstraße. Zwischen Schottenring und Helferstorferstraße ist sie nur dem Namen nach eine Gasse, sondern von der Dimension her eigentlich ein Platz, der geradezu nach einer qualitätvollen Gestaltung „schreit“. Beleuchtet wird dieses Straßenstück von Leuchtstoffröhren auf überlangen Abspannungsdrähten. Warum hier nie daran gedacht wurde, Bogenauslegermaste aufzustellen, bleibt rätselhaft.

Als Stiefkind der Ringstraßenzone kann der **Schillerplatz** gelten, denn er hat Besslerpark-Niveau. **Knick-Leuchten** auf nacktem Gestänge vor der Akademie der bildenden Künste und auch beim Übergang zum **Robert Stolz-Platz**, auf dem Laternen wie auf der Ringstraße installiert wurden. Der Gegensatz der beiden Leuchtentypen ist störend (Abb. 36). In der Grünanlage die andernorts schon längst beseitigten Kreationen der 1960er-Jahre: Leuchtstoffröhren



Abb. 38-40 (v.l.n.r.): Wartehäuschen vor dem Hotel Bristol am Kärntner Ring aus den 1920er Jahren; Wartehäuschen von 1954 am Schubertplatz im Bereich Schwarzenbergstraße; U-Bahnaufzugsanlage Parking (Station Stubentor)

einen Austausch der Leuchten gedacht sei. Nach Wochen erhielt ich einen Rückruf: Nein, das sei kein Provisorium, sondern eine dauernde Installation (Abb. 34). Ein solcher Typ Leuchte ist überall im Stadtgebiet anzutreffen, auf Parkplätzen, entlang von Radwegen, an Bahnunterführungen etc. In einer historischen Gartenanlage wie dem Rathauspark hat sie nichts verloren.

Viel schlimmer ist es vor der Umrüstung der Ringstraße dem **Schwarzenbergplatz** ergangen. Im Zuge der Neugestaltung verschwanden zwar die „Peitschenhiebe gegen den guten Geschmack“, mit ihnen aber leider auch die historischen Sockel. Als die ersten neuen Lichtmaste aufgestellt waren, war ich fassungslos. Viel zu dicht gesetzt, als Träger für die **Straßenbahnoberleitung** und **Am-**

zehnte hinaus optisch zementiert (Abb. 35).

Im Bereich um die Votivkirche mit **Roosevelt Platz, Straße des Achten Mai, Sigmund Freud-Park, Universitätsstraße** und **Währinger Straße** ist der Betrachter mit so ziemlich allem konfrontiert, was es in Wien an Beleuchtungstypen gibt: Altstadtlaternen, Prunkkandelaber vor der Kirche, „Maiglöckchen“-Laternen, Bogenauslegermaste neueren Datums mit nacktem Gestänge als Ersatz für die „Peitsche“, Kofferleuchten mittlerer Höhe, „Trockenhausen“-Leuchten und Parklaternen mit modernster Lichttechnik, die in ihrer Form eine abgewandelte Kofferleuchte zu sein scheinen. Ein schöner Grundbestand für ein fehlendes Beleuchtungsmuseum, aber unfreiwillig ein Anschauungsbeispiel dafür, wie

im Knick aufgesetzt auf historischem Schaft mit dem Doppeladler. Als der **Georg Coch-Platz** vor einigen Jahren **Altstadtlaternen** Typ Stadtpark erhielt, löste dies erstaunlich heftige Kritik aus. Solche Leuchten vor dem secessionistischen Postsparkassengebäude Otto Wagners zu installieren, galt zu Recht als Fehlgriff. Die Proteste hatten Erfolg. Die Leuchten wurden gegen Modelle wie entlang der Ringstraße ausgetauscht.

Ein echtes Problem für die Ringstraße ist der „Drahtverhau“ über der Fahrbahn, speziell an Kreuzungen. Jedem, der dort fotografiert, wird das unangenehm auffallen. Dabei müsste das nicht sein. Vor hundert Jahren fuhr die Straßenbahnen auf der Ringstraße mit Unterleitung, die damals störanfällig war. Heute wäre das längst kein Problem mehr, würde Wien sich an-



Abb. 41: historische WC-Anlage am Parkring, Ecke Weiskirchnerstraße

dere Städte zum Vorbild nehmen. Aber statt mit der Verdrahtung schon aus rein optischen Gründen zu sparen, werden noch zusätzlich Kabel aufgehängt. Erdverlegung scheint in Wien ein Tabu zu sein. Es wird vordergründig mit höheren Kosten argumentiert. Die Renommiermeile Ringstraße müsste das wohl wert sein, alles andere ist Sparen am falschen Platz. „Spannungsdrähte auf das erforderliche Minimum zu beschränken“, wie es in dem Schreiben Stadtrat Schickers an mich lautete, ist nachweislich eine Leerformel, wenn man die beiden **Rollkabel auf einem Abspannungsdraht** vor dem Hotel Marriott am Parkring betrachtet (Abb. 37).

Weitere Elemente der Stadtmöblierung

Wahrhaft unbefriedigend, ja zum Teil verstörend sind die **Haltebereiche von Straßenbahnen und Bussen** entlang der Ringstraße. Vom Altbestand ist nur das auf drei quadratischen Säulen ruhende Wartedach vor dem Hotel Bristol übrig geblieben (Abb. 38). Es stand ursprünglich auf der anderen Seite, wurde aber 1938 nach Einführung des Rechtsverkehrs in Wien versetzt. Das nach unten hin abgestufte Dach hat sich leider nicht erhalten. Trotzdem steht diese Kreation eines unbekannten Architekten aus den 1920er-Jahren unter Denkmalschutz. Ebenso das Wartehäuschen an der Haltestelle Schwarzenbergplatz / Schubertplatz (Abb. 39). Es sticht durch die eleganten Rundungen mit den langen Glasscheiben ins Auge. Laut Bundesdenkmalamt ist es ein Stahlbetonbau aus dem Jahr 1954, auch in diesem Fall finden sich keine Angaben über den Architekten. Ansonsten wurden auch entlang der Ringstraße wie überall in der Stadt „City-light“-Wartehäuschen installiert, nachdem sich abgewandelte Nach-

bauten von Wartehäuschen aus dem Jahr 1911, geschaffen von Christoph Ernst, nicht bewährt hatten. Ob die **Überdachungen** bei der Bellaria und dem Schottentor mit den eingebauten Würstel-, Kebab- und Pizzaständen derart monströs sein müssen, ist zu bezweifeln. Jede Rücksicht auf maßvolle Dimension lässt die **Aufzugsanlage** der U3-Station Stubentor am Beginn des Parkrings vermissen. Sie ragt bis in die Höhe des ersten Stockwerkes des Eckhauses Parkring / Dr. Karl Lueger-Platz (Abb. 40).

Nicht zu vergessen ist hier die direkt gegenüber gelegene oberirdische



Abb. 42: Parkgitter des Stadtparks

WC-Anlage an der Ecke zur Weiskirchnerstraße. Sie erinnert mit ihren originalen Aufschriften an Zeiten, da man seine Notdurft noch 1. oder 2. Klasse verrichten konnte. Unverkennbar ist der Stil des Secessionismus dieser Konstruktion aus Eisen und Glas mit dem kuppelförmigen Dachaufsatz. Es ist ein Entwurf der Firma Wilhelm Beetz und wurde 1901 als Teil einer Serie errichtet. Es ist das einzig noch erhaltene Objekt dieser Art in der Inneren Stadt und steht unter Denkmalschutz. Bei näherer Betrachtung erstaunt der Gestaltungsaufwand, besonders die Buntglassteine in den schmalen Fenstern unter den Entlüftungsgittern. Innen wurde die WC-Anlage modernen hygienischen Erfordernissen angepasst (Abb. 41). Ohne einheitliches Design sind die nebenan befindlichen **Verkaufsstände**. Während beim Würstelstand und dem benachbarten Blumenstand das Bemühen erkennbar ist, in der Gestaltung mit den gekreuzten Gittern Otto Wagner-Design aufzugreifen, machen der andere Blumenstand und der Souvenirstand einen schäbigen, der Ringstraße unwürdigen Eindruck. Zur Stadtmöblierung gehören auch **Parkgitter** und sonstige **Einfriedungen**. Was wäre die Ringstraße ohne das 4,5 Meter hohe Prunkgitter aus

Gusseisen entlang des Volksgartens, des Hofburgbereiches und des Burggartens. Es zieht sich, in Felder unterteilt, auf einer Länge von 900 Metern hin, jede vierte Säule trägt einen Laternenkopf, der von einer Kaiserkrone geziert ist. In den 1990er-Jahren wurde das Gitter in Etappen sorgfältig restauriert, fehlende Zierteile, vor allem Kronen, die Souvenirjäger „mitgehen“ ließen, wurden ersetzt. Im Zuge der Restaurierung stellte sich heraus, dass das Gitter ursprünglich in Rot und Gold gehalten war. Eine komplette Wiederherstellung kam aus Kostengründen nicht in Frage, das Gitter erhielt wieder die gewohnte schwarze Lackierung. Nur an beiden Seiten des Burgtors wurde der sehr elegant wirkende Ursprungszustand rekonstruiert.

Ganz anders verfuhr man mit dem Parkgitter des Stadtparks. Einfriedungen hatten nach 1945 den Beigeschmack von feudaler Abgrenzung: also weg damit, schon gar wenn sich ein reicher Amerikaner findet, der so einen vermeintlich unzeitgemäßen Zierat kauft. So wird jedenfalls berichtet. Der Originalzustand ist nur noch zwischen den Zufahrten zum Kursalon in der Johannesgasse zu sehen (Abb. 42). Um den Rathaus-Park und um die Grünanlage am Dr. Karl Lueger-Platz



Abb. 43: Ehemaliger Prunkkandelaber vor der Wiener Oper, Foto 1913

sind die Einfriedungen erhalten geblieben. Dass auch die Brunnen vor der Oper einstmals Baluster aus Stein hatten, lässt sich auf alten Fotos erkennen. Doch nicht nur sie sind nicht mehr vorhanden, sondern auch die beiden **Prunkkandelaber** vor dem Opernhaus, geschaffen von Fritz Zerritsch und Carl Almeroth. Sie integrierten Figuren, die „Siegfried“ auf dem einen und „Don Juan“ auf dem anderen darstellten. Beide positioniert auf Marmorsockeln, bekrönt von reich verzierten dreiarmligen Kugelleuchten (Abb. 43). Die Figuren wurden im Zuge der Buntmetallsammlung während des Zweiten Weltkrieges entfernt. Die übrig gebliebenen Leuchten auf den Marmorsäulen hielt man letztendlich auch seitens des Bundesdenkmalamtes für nicht erhaltenswert. Zum Glück ist das den Prunkkandelabern vor der Universität und dem Rathaus erspart geblieben.

Litfaßsäulen mit reich verzierter Kuppel gehörten einst zum Schmuck der Ringstraße. In der Zwischenkriegszeit mit ihrem Hang zur Purifizierung wurden die Kuppeln entfernt. In den 1980er-Jahren begann man sich an die Schönheit der alten Modelle zu erinnern und stellte etwa 100 Kopien nach historischem Vorbild entlang der Ringstraße auf. Sie waren durch Verwendung von Polyesterlaminat witterungsbeständiger als die alten Modelle aus Blech. Heute sind nur noch einige von ihnen übrig. Die meisten wurden durch neue, drehbare Kreationen aus Plexiglas mit Beleuchtung ersetzt - eine Initiative des Architekten Hans Hollein (Abb. 45a/b). Von den schön ornamentierten **Baumscheiben** auf der Ringstraße hat sich keine einzige erhalten. Sie wurden durch simple Stabgitter-Modelle ersetzt (Abb. 44). Nicht besser erging es den alten **Baumschutzgittern**, die eleganter waren als die neuen.

Fazit

Die Möblierung der Ringstraße bot vor 100 Jahren ein Bild perfekter Harmonie. Von den Bogenlampenmasten über die Parkgitter bis zu den Baumscheiben war alles aufeinander abgestimmt, es gab kein störendes Element. Nachfolgenden Generationen ist der Blick dafür verloren gegangen. Sie glaubten, es besser, vor allem moderner machen zu müssen. Dringend erforderliche technische Erneuerungen wurden meist zum Vorwand ge-

nommen, das Design dem jeweiligen Zeitgeschmack anzupassen. Das war, wie wir heute im Rückblick wissen, mit deutlichen Qualitätsverlusten verbunden. Die Fotos von einst und jetzt sprechen eine deutlichere Sprache als jede Beschreibung das kann. Die Einsicht, dass in der Gestaltung der Ringstraße speziell ab den 1960er-Jahren gesündigt worden war, kam spät. Die Versuche der Wiedergutmachung blieben aber unbefriedigend, weil nicht nur das Feingefühl für Details fehlte, sondern weil man wieder einmal am falschen Platz sparte. Positiv zu werten ist die vollständige Beseitigung der Peitschenleuchten, der Leuchtstoffröhren und der Abspannungsdrähte in den Nebenfahrbahnen und die dortige durchgehende Installation von Altstadtlaternen sowie der Ersatz der Leuchtstoffröhren durch die Stephansplatz-Leuchte über der Hauptfahrbahn. Besonders negativ zu Buche schlägt die ungeschlachte Form der großen Lampen- und Trägermaste und die hemmungslose Verdrahtung, speziell am Schwarzenbergplatz oder an den Kreuzungsbereichen. Eine Verbesserung des Ist-Zustandes wäre nur möglich, wenn die Verantwortungsträger ein historisch fundiertes Problembewusstsein entwickeln und Ästhetik nicht als Anliegen weltfremder Nostalgiker abtun. Die Ringstraße ist nämlich ein Gesamtkunstwerk!

Dr. Edgard Haider
Historiker und Buchautor



Abb. 44: Baumschutzgitter alt

📌 Vortrag: 150 Jahre Wiener Ringstraße – Aufbruch in eine neue Ära

Vortrag Dr. Edgard Haider

Die Eröffnung der Ringstraße am 1. Mai 1865 war ein Meilenstein in der Entwicklung Wiens zur Weltstadt. Wie es dazu kam, welche Bauherren und Architekten maßgebend für ihre Gestaltung waren, wird hier anschaulich gemacht. Nicht zu kurz kommt die Bedeutung der Ringstraße als Schauplatz der politischen und sozialen Umbrüche in der Geschichte Österreichs.

📌 Vortrag: 150 Jahre Wiener Ringstraße – Projekte und Verluste

Vortrag Dr. Edgard Haider

Nicht alles, was für die Ringstraße geplant war, wurde umgesetzt, ob in der Entstehungszeit oder im 20. Jahrhundert. Umgekehrt ging so manches durch Kriegszerstörungen und Neubebauung verloren. Auch die Möblierung der Ringstraße hat sich völlig verändert. Ein interessanter Blick auf längst Vergessenes.

Beide Vorträge in der Volkshochschule Landstraße

Adresse: 1030 Wien, Hainburgerstraße 29
Termine: 06. und 13. Oktober 2015, Beginn jeweils 18 Uhr



Abb. 45a und 45b: Litfaßsäulen alt und neu

Das Palais Hoyos, 1010 Wien, Kärntnerring 5

Heinrichhof und Sühnhaus sind jene Bauten der Ringstraße, die in der Liste der Totalverluste ganz oben stehen und von denen man immer wieder lesen kann. Ganz in Vergessenheit geraten ist hingegen ein Bau, den ein Mitglied der alten Aristokratie im Zuge des Ringstraßenbaues errichten ließ: das Palais Hoyos am Kärntnerring. Schon bald nachdem Kaiser Franz Joseph in seinem berühmt gewordenen Handschreiben vom Dezember 1857 die Auflassung der Befestigungsanlagen rund um die

Höhe des Mezzanins einen würdigen Rahmen verliehen. Erdgeschoß und Mezzanin wiesen eine durchgehende Nutzung auf, ein stark vorkragendes Dachgesims hob sich auffällig von den Nachbarhäusern ab. Im Inneren sorgte das Stiegenhaus in grauem Marmor für Eleganz. Manche Gestaltungsdetails im Parterre und im Mezzanin waren Entwürfe des Bauherrn. Die Gesellschaftsräume beeindruckten durch edle Hölzer bei Kassettendecken, Boiserien, Türrahmungen und Fußböden. Wuchtige Sitzgrup-

pe die Töchter des Ehepaares gegebenen Bällen zum letzten Mal aristokratischer Glanz in den Palaisräumen. Dann wurde das Haus vom benachbarten Hotel Bristol (damals Kärntnerring 7) zunächst gemietet und 1900 schließlich gekauft. Der Umbau für Hotelzwecke durch die Architekten Breßler und Wittrisch dürfte gelungen sein, da „die allerorten noch verbliebenen Anklänge an die ursprüngliche Raumeinteilung dem Hause einen intimen, vertraulichen Charakter bewahrten, der von den



Abb. 46: Historische Außenansicht des Palais Hoyos; Abb. 47 (re.): Prachtvolle Ausstattung eines Salons im Palais Hoyos

Stadt verfügt hatte, entschloss sich Reichsgraf Ernst Karl von Hoyos-Sprinzenstein (1830 – 1903), ein Palais an der nun entstehenden Prachtstraße zu errichten. Seine Wahl fiel auf die Baustelle 10 oberhalb des ehemaligen Kärntnertores, mehr als 1.300 m² groß. Als Architekten wählte der Bauherr Ludwig Förster, der sich durch seine Mitwirkung am Bau des Arsens und als Schöpfer der Elisabethbrücke über den Wienfluss einen Namen gemacht hatte. Das Palais präsentierte sich als Neo-Renaissancebau mit acht Fensterachsen, die Mitte durch Balkone in jedem Stockwerk stark hervorgehoben. Den untersten stützten symbolisch zwei Karyatiden, die dem mächtigen Tor in

pen, Bilder in schweren Rahmen, Palmen, Ziergräser und jede Menge Nippes – insgesamt ein Idealbild des damals so beliebten Makartstils. Etwa 30 Jahre lang nutzte die gräfliche Familie ihr neues Domizil, das sich immer mehr als schwere finanzielle Bürde herausstellte – auf die Dauer zu schwer. So kam es zum Entschluss, eine kostengünstigere Bleibe zu suchen, die sich schließlich neben dem Kreuzherrenhof direkt hinter der Karlskirche fand. Das Ringstraßenpalais wurde zunächst an Cousin George Hoyos und seine Frau Alice (geborene Whitehead, Tochter des Torpedo-Erfinders Robert Whitehead) vermietet. In der Wintersaison 1896/97 entfaltete sich bei eigens für

Fremden, im Gegensatz zur eintönigen Anordnung der großen modernen Hotelbauten anderer Städte, als angenehm empfunden wird“, heißt es in einer zeitgenössischen Beschreibung. Ein Bombentreffer zerstörte 1945 das einst adelige Stadtdomizil. An seiner statt trat ein nichtssagender Bürobau, der auch bereits verschwunden ist. Zusammen mit dem 1990 durch Brand zerstörten Steyr-Haus (Nr. 7) ist das Grundstück heute Teil der „Ringstraßengalerien“.

Dr. Edgard Haider
Historiker und Buchautor

Substanzverluste an der Ringstraße

Das 150-jährige Jubiläum der Ringstraße soll Anlass sein, im Rahmen der Rubrik „Unvergessen“ auch an jene Bauten zu erinnern, die nicht mehr existieren, verändert oder im Zuge von Umbauarbeiten „entkernt“ worden sind. Die folgende Statistik umfasst ausschließlich Bauten direkt an der Ringstraße, die Erfassung der mehr als 800 Bauten in der gesamten Ringstraßen-Zone einschließlich des Franz-Josefs-Kai würde den Rahmen sprengen.

Bürgerspitalsfondshaus (Schottenring 28-30 / Franz Josefs-Kai 59-61 / Gonzagagasse 22 / Zelin-kagasse 9): kriegszerstört, heute Ringturm auf einem Teil des Geländes

Sühnhaus (Schottenring 7): im Krieg ausgebrannt, Stiegenhaus und Kapelle erhalten, Gebäude reparabel, trotzdem abgebrochen

Wohnhaus (Schottenring 9): kriegszerstört, heute zusammen mit Schottenring 7 neue Polizeidirektion

Alte Polizeidirektion (Schottenring 11): ursprünglich Hotel Austria, starke Kriegsschäden, heute Hotelneubau

Eckhaus (Universitätsring 10 / Mölkerbastei 1): im Krieg relativ gering beschädigt, trotzdem abgetragen, durch Neubau ersetzt

Palais Hoyos (Kärntnerring 5): kriegszerstört, Erdgeschoß und Mezzanin in den Neubau einbezogen, dann abgebrochen, heute Teil der „Ringstraßengalerien“

Altes Hotel Bristol (Kärntnerring 7): kriegszerstört, dann Steyr-Daimler-Puch-Haus, 1990 abgebrannt, heute Teil der „Ringstraßen-Galerien“

Dreher Haus (Opernring 4 / Operngasse 8): kriegszerstört in der Front Operngasse, ansonsten reparierbare Brandruine, durch Neubau ersetzt

Heinrichhof (Opernring 1-5 / Operngasse 3 / Elisabethstraße 2-6 / Kärntnerstraße 42): behebbare Kriegsschäden, dennoch abgetragen, heute Opernringhof

„Meinl“-Haus (Kärnterring 2 / Kärntnerstraße 57): durch Sprengbomben zu einem Drittel kriegszerstört, der Rest abgetragen, durch Neubau ersetzt

Wohnhaus (Schubertring 10): Fassade nach dem Krieg fast vollständig erhalten

Wohnhaus (Schubertring 12): ursprünglich Graf Eugen Kinsky, beide Häuser ausgebrannt, durch einheitlichen Neubau für die Veitscher Magnesitwerke ersetzt (Denkmalschutz!)

Gartenbaugesellschaft (Parkring 12) abgetragen, heute Gartenbau-Hochhaus und Hotel Marriott (Parkring 12a)

Verloren gegangene Innenräume

Zuschauerraum Oper: kriegszerstört, Neugestaltung

Zuschauerraum Burgtheater: kriegszerstört, Neugestaltung

Herrenhaus-Sitzungssaal Parlament: kriegszerstört, Verbleib der Giebelgruppe und der teils unzerstörten Statuen ungeklärt, jetzt Nationalratssitzungssaal

Börsesaal (Schottenring 16): 1956 durch Brand zerstört, jetzt offener Innenhof

Direktorenstiege des Bankgebäudes der **Creditanstalt Bankverein** (Schottenring 2-6): 1923 abgetragen, Portal zum Schottenring vermauert, um neu eingeführter Kommunalsteuer für Stiegen zu entgehen

Grand Hotel (Kärntnerring 9): keine Kriegsschäden, ab 1980 für Büro-zwecke weitgehend „entkernt“, neu gebaut und aufgestockt, heute „Ringstraßen-Galerien“

Palais Henckel-Donnersmarck (Weihburggasse 32 / Parkring 14): Räume der Beletage an der Front Weihburggasse, Stiegenhaus und Porte cochère im Original erhalten, sonst „Entkernung“ bei Hotelumbau

Palais Leitenberger (Parkring 16 / Johannesgasse): Räume der Beletage und Stiegenhaus im Original

erhalten, sonst „Entkernung“ bei Hotelumbau mit Durchlässen zum Palais Henckel-Donnersmarck

Adeliges Casino (Schubertring 5 / Fichtegasse 10) Klubräume und Junggesellenwohnung von Graf Rudolf Hoyos, „Entkernung“ bei Bankumbau, bei späterem Hotelumbau auch das noch erhaltene Stiegenhaus zerstört

Palais Colloredo-Mannsfeld (Parkring 6 / Zedlitzgasse 13): „Entkernung“ und Aufstockung bei Bankumbau

Palais Dumba (Parkring 4 / Zedlitzgasse 12): Inventar 1937 versteigert, Deckengemälde von Hans Makart in Verwahrung des Bundesdenkmalamtes, Supraporten von Gustav Klimt 1945 bei Auslagerung verbrannt

Abgeschlagene und reduzierte Fassaden

Schottenring 10: Portalvorbau 1947 entfernt, in den 1970er-Jahren neu gestaltet

Schottenring 14 (Geburtshaus Stefan Zweigs): nach dem Krieg Brandruine, beim Wiederaufbau Fassadenstück abgeschlagen

Parkring 18: ehemals Palais Helfert, später Omega-Haus, Fassade im Erdgeschoß verändert

Stubenring 2 / Julius-Raab- Platz 3 / Wiesingerstraße 12: Bombenschäden, beim Wiederaufbau Fassadenstück abgeschlagen

Stubenring 20: Originalfassade nur an der Seite Falkestraße 8 erhalten

*Dr. Edgard Haider
Historiker und Buchautor*

*Prof. Mag. Martin Kupf
Restaurator, iD-Aktivist*

① Weiterführende Literatur:

Edgard Haider, Verlorenes Wien: Adelspaläste vergangener Tage, Graz-Wien 1984

Klein/Kupf/Schediwy, Wiener Stadtbildverluste seit 1945, Wien 2004

Hochhaus Eislaufverein: Ein Luxus-Wohnturm im Wiener Weltkulturerbe?

Ein Baujuwel kommt besonders dann zur Geltung, wenn es einen entsprechenden Rahmen hat. Ein Paradebeispiel dafür ist das Wiener Ringstraßenensemble, das in diesem Jahr – 150 Jahre nach seiner Eröffnung – besonders gewürdigt wird.

Nach Verleihung des Weltkulturerbeprädikats an Schloss Schönbrunn 1996 nahm die UNESCO 2001 auf Wunsch der Stadt Wien das „Historische Zentrum von Wien“ mit dem Ringstraßenensemble und der Schlossanlage Belvedere in die UNESCO Weltkulturerbeliste. Aber zu dieser Ehre, die sich positiv auf die Zahl der anreisenden Touristen auswirkt, gehört auch eine Verpflichtung, nämlich die des Erhalts des Weltkulturerbes. Aufgrund des Staatsvertrages mit der UNESCO (BGBL 60/1993) hat sich Österreich zur Erhaltung seiner Welterbestätten verpflichtet. Die Publikation „Wien Weltkulturerbe – Der Stand der Dinge“ (2006) ist als integrierender Bestandteil des Managementplanes für die Wiener Welterbegebiete zu verstehen und führt auf Seite 95 explizit an, dass seit 2002 alle Welterbeareale in Wien Ausschlusszonen für Hochhäuser sind.

Diese der gegenüber der UNESCO eingegangene Verpflichtung hat der Wiener Gemeinderat gröblich missachtet, als er am 19. Dezember 2014 eine Hochhausrichtlinie beschloss, die Hochhäuser gerade in der Kernzone

des Weltkulturerbes erlaubt. Somit ist ein Hochhaus neben dem Stephansdom (z.B. Haas-Haus neu), aber auch beim Konzerthaus (z.B. der geplante Luxuswohnturm neben dem Eislaufplatz) rechtlich möglich.

Dieser Wortbruch der Stadt Wien veranlasste die UNESCO bei der Welterbekonferenz in Bonn vom 28.6.-8.7.2015, Wien eine Rüge zu erteilen: „Das Welterbekomitee fordert den Vertragsstaat (Stadt Wien) dazu auf, alle weiteren Zustimmungen zu Hochhausprojekten auszusetzen.“

Schon am 11.6.2015 beschloss der 1. Bezirk „Innere Stadt“, in dessen Gebiet ein Teil der Weltkulturerbezone liegt, ein Nein zum Eislaufverein-Hochhaus. Dieser „Weltkulturerbe-Antrag“ wurde einstimmig angenommen. Wörtlich lautet der Beschluss zum „Weltkulturerbe-Antrag“: „Der Magistrat der Stadt Wien wird ersucht, sämtliche Bauvorhaben, die im Widerspruch zu den für den Status der Wiener Innenstadt als Weltkulturerbe von der UNESCO/ICOMOS als wesentlich definierten Kriterien, zu deren Einhaltung sich Wien vertraglich verpflichtet hat, stehen, abzulehnen.“

Aktuell ist dies der Fall bei dem über die Bezirksgrenze 1./3. Bezirk reichenden und in der Kernzone des Weltkulturerbes befindlichen Bauprojekt Intercont/Eislaufverein, wo insbesondere die Bauhöhe (73 m) eindeutig gegen die Vorgaben des Weltkulturer-

bes verstößt.

Besonders erfreulich ist, dass es bei diesem Bezirksvertretungsbeschluss gelungen ist, auch die SPÖ- und Grünen-Bezirksräte, deren Vertreter in der Landesregierung und im Gemeinderat für das Projekt Eislaufverein und Pläne wie das Hochhauskonzept oder den „Masterplan Glacis“ eintreten und damit die Gefahr für den Status Wiens als Weltkulturerbe heraufbeschwören, im ersten Bezirk zu überzeugen.

Die Weltkulturerbezone liegt auch im 3. Bezirk Landstraße, sodass auch in diesem Bezirk über den gleichen Antrag abgestimmt wurde. Dieser „Weltkulturerbe-Antrag“ wurde am 20. August von der Bezirksvertretung mit den Stimmen der ÖVP und SPÖ abgelehnt (!). Gerade der Bezirk, der rund um das in der Kulturerbezone gelegene Schloss Belvedere die meisten Hotelneubauten hat, lehnt das UNESCO Weltkulturerbe ab. Durch den wortbrüchigen Beschluss des Gemeinderates am 19.12.2014 und des Beschlusses der Bezirksvertretung Landstraße geht die Stadt Wien einen Weg, der in der UNESCO Aberkennung enden wird und das heuer noch gefeierte Ringstraßenensemble zu zerstören droht.

DI Herbert Rasinger
Obmann der Initiative Stadtbildschutz

① www.stadtbildschutz.at



Abb. 48 (li.): Der Blick von Akademietheater und Konzerthaus in Richtung Hotel Intercontinental im Juli 2015: Vergleichsweise dezent fügt sich das Hotel in die Stadtsilhouette ein. Abb. 49 (re.): Nach derzeitigem Projektstand soll im Bereich des Eislaufvereins dieses überdimensionale Bauwerk errichtet werden.



Abb. 50: Ansicht des geplanten Hochhauses am Eislaufverein im von Canaletto geprägten „Belvedere-Blick“ (Visualisierung: Martin Kupf)

Masterplan Glacis und Hochhauskonzept neu – eine kritische Revision

Anlässlich der Hochhausplanung Eislaufverein / Hotel Intercontinental (Abb. 50) hat die Stadt Wien fast unbemerkt eine neue Weichenstellung für Hochhausplanungen im Bereich der Inneren Stadt und der Kernzone des UNESCO-Weltkulturerbes „Historisches Zentrum von Wien“ vollzogen. Um den „städtebaulichen Amoklauf der Wiener Stadtregierung“, wie wir als Initiative Denkmalschutz die aktuelle Hochhausplanung beim Eislaufverein bezeichnen, städtebaulich zu rechtfertigen, sind letztes Jahr wesentliche Rahmenbeschlüsse unter der rot-grünen Stadtregierung gefallen. So wurde am 11. November 2014 in der Stadtentwicklungskommission, einer sehr öffentlichkeitsscheuen und intransparenten Institution der Stadt Wien (die Namen der Mitglieder und das Abstimmungsverhalten der politischen Vertreter bleiben geheim; Protokolle und Beschlüsse werden zumeist nicht veröffentlicht), der „Masterplan Glacis“ beschlossen, der – entgegen den Vereinbarungen der Stadt Wien mit der UNESCO (Managementplan 2006) – nun auch Hochhäuser in der Kernzone des UNESCO-Weltkulturerbes erlauben soll (Eislaufverein). Parallel dazu hat der Gemeinderat am 19. Dezember 2014 das neue Hochhauskonzept beschlossen. Darin heißt es im „Städtebaulichen Leitbild“ Bereich „Konsolidierte Stadt“ (gemeint ist die Innenstadt und das nahe Umfeld; S.20f.), dass zwar „Respekt und Zurückhaltung gegenüber der Qualität des Bisherigen“ gezeigt werden soll, aber gleichzeitig auch die „Akzentuierung des Höhenreliefs in räumlich markanten Situationen erwünscht sein kann“. „Hervorhebung und Stärkung markanter Punkte“ durch „diskrete

Vertikalisierung“, das „Umfeld belebende Systembrüche umreißen als Stichworte mögliche Städtebauliche Verhaltensweisen für die Implementierung von Hochhäusern im Bereich der konsolidierten Stadt“ im Sinne einer „lokalen urbanen Anreicherung, der räumlichen und funktionalen Klärung“ um „strukturelle Defizite“ zu „kompensieren“.

Schwerpunkt des neuen Hochhauskonzepts, aber auch des Masterplan Glacis, scheint es offenbar zu sein, in schönen und euphemistischen Worten ein Regelwerk aufzustellen, in dem neue Hochhäuser die Innenstadt nachhaltig beeinträchtigen dürfen, ohne dass der gutgläubige Bürger dies auf den ersten Blick auf Grundlage dieser Unterlagen erkennen kann. Im „Masterplan Glacis“ sind die möglichen Bauplätze bereits klar definiert worden (Abb. 51). Wieso man auf den Begriff „Glacis“ zurückgreift, wird dem Leser zwar erklärt (das „System Ringstraße“ zeichnet sich durch signifikante Unterschiede zwischen der davor entstandenen Inneren Stadt und der angrenzenden ehemaligen Vorstädte aus), doch wieso dieser Bereich z. B. nicht einfach „Ringstraßenzone“ genannt werden darf bleibt unverständlich. Offenbar will man die potenzielle Bebaubarkeit eines ursprünglich wegen fortifikatorischen Überlegungen unverbauten Areals („Glacis“) verstärkt zum Ausdruck bringen. Eine völlig absurde Bezeichnung, nachdem das Glacis, beginnend vor 150 Jahren, sukzessive verbaut wurde und jetzt diese Zone als „Wiener Ringstraße“ international anerkannt ist (genauso gut könnte man jetzt zwischen Donaukanal und Graben als nächstes ein Leitbild „Vindobona“ entwickeln, basierend auf dem

gleichnamigen römischen Legionslager). Die Formulierungen im „Masterplan Glacis“ sind wieder eine Spitzenleistung an nebulösen Formulierungen, die zwar zumeist schön klingen, aber auch sehr weiten Interpretationsspielraum zulassen. So ist beispielsweise von „produktiven Differenzen“ die Rede (S.7), die die „bereits eingeleitete Entwicklung zwischen den Bereichen Ringstraße und der sogenannten 'Zweier Linie'“ auf Basis des Masterplans weiterführen soll. Der Bereich „Zweier Linie“ (zwischen Landesgerichtsstraße und Getreidemarkt) und dessen Fortführung Karlsplatz – Am Heumarkt – Wien-Mitte – Vordere und Hintere Zollamtsstraße und weiter entlang des Donaukanals über die U-Bahn-Station Schottenring zum Bereich Votivkirche (Schottentor), sind die Bereiche, die im Masterplan mit besonderem Entwicklungspotenzial gekennzeichnet sind (Abb. 51). An diesen Orten könnten mehrere Hochhäuser errichtet werden. Wesentliches Kriterium ist der schwer überprüfbare Begriff „Mehrwert“ und „Qualität“. Unter diesen Prämissen kann die Stadtpolitik nun vieles begründen. Eine Sprachentwicklung, die schon seit Jahrzehnten zu verfolgen ist: die Leitbilder und Konzepte werden semantisch immer unschärfer. Um vermehrte Möglichkeiten seitens der Politik für (willkürliche?) Entscheidungen zugunsten von Investoren, früher Spekulanten genannt, zu treffen? Auch die Endpunkte der Ringstraße am Donaukanal scheinen „städtebaulich unzureichend markiert“ (S.13) und sollen eine „städtebauliche Nachschärfung“ erfahren (S.22), was auch immer das heißen möge. Kurzum, die rot-grüne Stadtregierung hat der Bevölkerung

ein ordentliches Ei gelegt, ohne dass diese es wirklich in der Vorweihnachtszeit 2014 (Gemeinderatsbeschluss) und in der geheimen Stadtentwicklungskommission wahrnehmen hätte können. Zukünftige Konflikte mit der UNESCO und der für die Erhaltung des

Stadtbildes eintretende Bürgerschaft sind somit vorprogrammiert.

Markus Landerer

1. Vorstand der Initiative Denkmalschutz

① **Masterplan Glacis:**
<https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/projekte/glacis>

① **Hochhauskonzept Wien:**
<https://www.wien.gv.at/stadtentwicklung/grundlagen/hochhauskonzept>

Masterplan Glacis

Spezielle Planungsziele

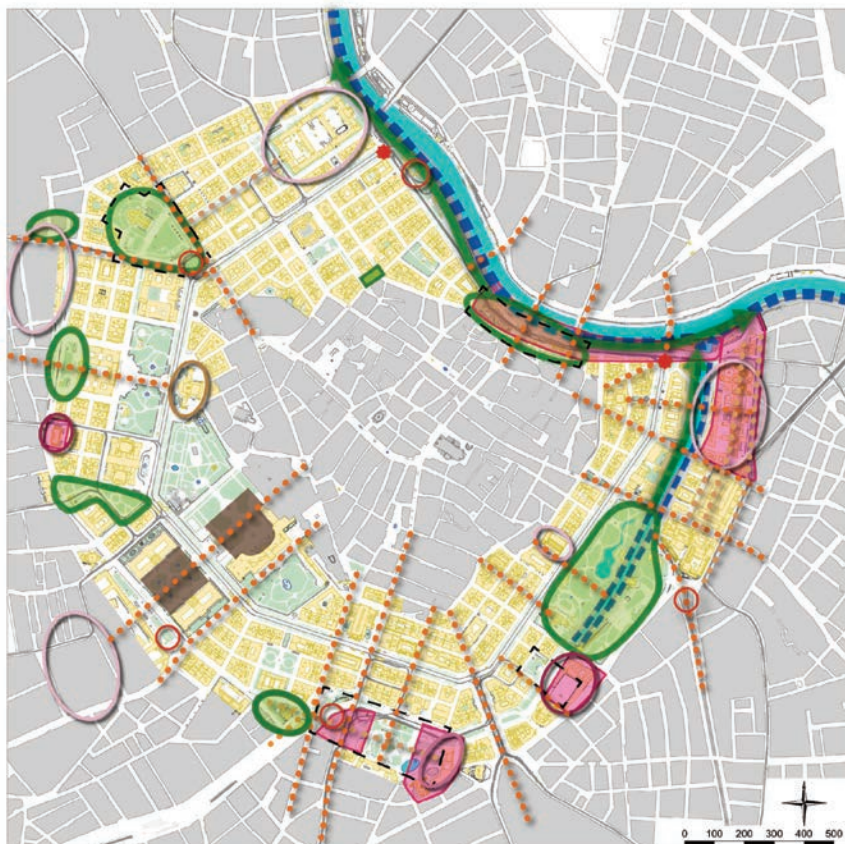


Abb. 51: Wien, Masterplan Glacis – Spezielle Planungsziele. Die rosa bis rötlichen Kreise und Flächen bezeichnen potenzielle städtebauliche Entwicklungsmöglichkeiten („Stadtreparatur“). Sind das zukünftige Standorte für Hochhäuser?

Die Bauordnungsnovelle für Wien aus Sicht des Denkmalschutzes

Die Bauordnungsnovelle 2014, Landesgesetzblatt ausgegeben am 15. Juli 2014, lange angekündigt und medienwirksam beworben, hat in ihrer Ausgabe mit insgesamt 14 Seiten eine der umfangreichsten Änderungen seit Jahrzehnten beinhaltet.

Nachstehend sollen nun die wichtigen Änderungspunkte auf ihre Einflussnahme auf den Denkmalschutz betrachtet werden, sowohl auf denkmalgeschützte oder schützenswerte Objekte selbst, als auch derartige Objekte auf Nachbargrundstücken.

Die Änderung im ersten Satz des **Artikels V Abs. 4** behandelt die Errichtung von Aufzügen im Bereich von bestehenden Bauten, für die in der bebaubaren Fläche eigentlich kein Platz vorhanden ist oder durch deren Errich-

tung die bebaubare Fläche überschritten würde.

Bisher konnte das nur unter Inanspruchnahme des berühmt-berüchtigten § 69 der Bauordnung erreicht werden, mit dem „geringfügige“ Überschreitungen der Bauordnung genehmigt werden konnten. Dafür ist nun nicht der aufwendige und mühsame Weg über MA 19 und MA 21 sowie dem Bezirksbauausschuss notwendig. Aus der Sicht der Barrierefreiheit und den Erleichterungen für Senioren und Personen mit Kinderwagen und Einkaufsgütern absolut begrüßenswert. Ob es hier zu Reibungspunkten mit dem Denkmalschutzgedanken kommen kann, wird erst die Praxis in den nächsten Jahren zeigen.

Mehr Brisanz beinhaltet der neue **Ab-**

satz 6 des Artikels V:

Bei zum Zeitpunkt des Inkrafttretens der Bauordnungsnovelle 2014 bereits bestehenden Gebäuden sind, soweit städtebauliche Rücksichten nicht entgegenstehen, Bauführungen zur Schaffung oder Erweiterung eines Dachraumes für die Errichtung von Wohnungen durch Erhöhung der Dachneigung bis zum Erreichen des Gebäudeumrisses gemäß § 81 Abs. 4 auch dann zulässig, wenn dadurch die zulässige Gebäudehöhe, Bestimmungen des Bebauungsplanes über die gärtnerische Ausgestaltung der Grundfläche oder Baufluchtlinien nicht eingehalten werden; die bestehende Gebäudehöhe darf durch solche Bauführungen unbeschadet des Abs. 5 nicht überschritten werden.

Hier versteckt sich hinter der Formulierung nicht nur der im Regelfall erforderliche Abbruch der Dachkonstruktion, sondern auch teilweise die Überschreitung der zulässigen Gebäudehöhe, Nichteinhaltung der Bestimmungen des Bebauungsplanes sowie der Baufluchtlinien. Der einzige „Retungsanker“ sind die städtebaulichen Rücksichten, konkret definiert ist aber nichts, da werden wohl erst Entscheidungen des Landesverwaltungsgerichtes Wien als 2. Bauinstanz im Streitfall mehr Klarheit schaffen.

Dass in historischen Bauten der Dachboden im Prinzip nicht für Wohnraum geplant war und daher für die Schaffung desselben nun die Konstruktion im Regelfall abgetragen werden muss, hat ja auch schon bisher eine Unzahl von Beispielen erwiesen. Hier werden Belange des Denkmalschutzes sicher unter die Räder kommen.

Eine ausführliche Betrachtung erfordert der neue § 1a der Bauordnung, der eingangs im Volltext hier ausgeführt wird, um nicht dem Vorwurf zu unterliegen, durch auszugsweises Zitieren den Inhalt zu verfälschen: *Maßnahmen der Gemeinde als Trägerin von Privatrechten*

§ 1a. (1) Die Gemeinde ist berechtigt als Trägerin von Privatrechten zur Unterstützung der Verwirklichung der im § 1 Abs. 2 genannten Planungsziele, insbesondere zur Vorsorge ausreichender Flächen für den erforderlichen Wohnraum und für Arbeits- und Produktionsstätten des Gewerbes, der Industrie und zur Erbringung von Dienstleistungen jeder Art, sowie über die Beteiligung der Grundeigentümer an den der Gemeinde durch die Festsetzung von Grundflächen als Bauland erwachsenden Kosten der Infrastruktur privatrechtliche Vereinbarungen abzuschließen.

(2) Beim Abschluss und der inhaltlichen Gestaltung der Vereinbarungen ist die Gleichbehandlung der in Betracht kommenden Vertragspartner der Gemeinde zu wahren. Eine unterschiedliche Behandlung von Vertragspartnern darf ihre Grundlage ausschließlich in unterschiedlichen tatsächlichen Verhältnissen wie insbesondere der Größe und Lage der betroffenen Grundflächen, deren bisheriger oder künftiger Verwendung und dgl. haben.

(3) Beim Abschluss und der inhaltlichen Gestaltung von Vereinbarungen sind die verfassungsgesetzlich gewährleisteten Rechte der Vertrags-

partner der Gemeinde zu wahren. Insbesondere darf die Festsetzung oder Abänderung eines Flächenwidmungs- und Bebauungsplanes nicht vom Abschluss einer solchen Vereinbarung abhängig gemacht werden.

(4) Die Inhalte der Vereinbarungen sind schriftlich festzuhalten. Sie haben jedenfalls zu beinhalten:

a) die Bezeichnung der Vertragspartner;

b) die Bezeichnung der Grundflächen, auf die sich die Vereinbarungen beziehen, sowie deren Flächenausmaß;

c) die Festlegung der Leistungspflichten, zu deren Übernahme sich die Vertragspartner verpflichten;

d) die Fristen, innerhalb derer die vereinbarungsgemäßen Leistungspflichten zu erfüllen sind;

e) die Mittel zur Sicherstellung der Erfüllung der vereinbarungsgemäßen Leistungspflichten;

f) die Regelung der Tragung der mit dem Abschluss der Vereinbarungen verbundenen Kosten.

(5) In den Vereinbarungen ist für den Fall der Weitergabe jener Grundflächen, auf die sich die Vereinbarungen beziehen, durch die Vertragspartner der Gemeinde an Dritte sicherzustellen, dass die von den Vertragspartnern übernommenen Leistungspflichten auf deren Rechtsnachfolger überbunden werden. Als Rechtsnachfolger gelten dabei insbesondere auch Dritte, die an den vereinbarungsgegenständlichen Grundflächen längerfristige Nutzungsrechte wie Bau- oder Bestandsrechte erwerben.

Mit diesem neuen Paragraphen der Bauordnung ist es nun möglich, dass sich Grundeigentümer an den ansonsten wie bisher von der Gemeinde Wien zu tragenden Infrastrukturkosten „beteiligen dürfen“, wie z. B. die Errichtung eines Kindergartens, von Schulflächen, Polizeiinspektionsräumlichkeiten, Tagesheimen oder die Errichtung von Fußgängerbrücken.

Hier ist dann aber zu fragen, welche Vorteile ein Grundeigentümer als Gegenleistung und Vorteil aus diesem Vertragsdeal lukrieren könnte.

Unter die im § 1 Abs. 2 genannten Planungsziele sind unschwer auch die Bauklassen bis zu V und VI, bzw. Hochhausdimensionen schlüssig abzuleiten. Sodass diese Bauklassen, z. B. gleich anschließend an Kleingartensiedlungen oder auch neben oder gegenüber historisch wertvollen und schützenswerten Baulichkeiten errich-

tet werden dürfen. Ortsbild, Schutzzonen, Weltkulturerbe sind dank der Bestimmungen des § 1a in der Praxis diesem Paragraphen unterlegen. Dieser implementiert, dass „der anschafft, der zahlt.“

Aus juristischer Sicht ist jedoch die Frage zu stellen, inwiefern in einem Landesgesetz, schon aus dem Denkansatz der Rechtssicherheit und des Gleichheitsgrundsatzes privatrechtliche Vereinbarungen zwischen der Gemeinde Wien und privaten Grundeigentümern zu deren beidseitigem Vorteil möglich sein sollen und damit Anrainerinteressen in keiner Weise berücksichtigt werden müssen.

Ebenfalls bedenklich ist, dass diese privatrechtlichen Vereinbarungen auch auf Rechtsnachfolger der Grundeigentümer übergehen, ohne zeitliche Begrenzung.

Sollte nämlich diese Vereinbarung in einem gewissen Zeitraum nicht realisiert werden, würde dies ja für die Rechtsnachfolger eine de facto Enteignung durch die Gemeinde Wien bedeuten können.

Vor dem Hintergrund dieser Novelle werden auch Planungen im Bereich der Ringstraße besonders relevant. Architekt Univ. Prof. Dipl. Ing. Dr. Friedmund Hueber, ehemaliger Vorsitzender des Denkmalbeirates des Bundesdenkmalamtes, hat in einer kürzlich stattgefundenen Podiumsdiskussion zu den Themenpunkten Ringstraße und Hochhauskonzepte in Wien mit eindeutigen Worten klar Stellung genommen:

Mit dem Masterplan 2025 und dem Stadtentwicklungsplan (STEP) 2015 der Stadt Wien kommt es zu der möglicherweise katastrophalen Entwicklung, dass Hochhauserrichtungen in PPP (Public-private-Partnership) möglich werden.

Die große Gefahr dabei ist, dass die erzielbaren Quadratmeter Nutzfläche für die Spekulanten dann im Vordergrund stehen und nicht das, was Wien für die Bevölkerung und seine Besucher aus der ganzen Welt so attraktiv macht. Hier sieht Architekt Univ. Prof. Dipl. Ing. Dr. Friedmund Hueber „eine Fehlentwicklung in der Stadtplanung“. Der Masterplan Glacis wurde am 11.11.2014 von der Stadtentwicklungskommission zur Kenntnis genommen. Das Dokument kann im Internet nachgelesen werden.

*Univ. lekt. Dipl.-Ing. Wolfgang Winter
Universität für angewandte Kunst*

Wien, Henslerstraße 3: Eigentümer versus Aufzugfirma – Der Spießbrutenlauf einer Stilsanierung



Abb. 52 (li.): Aufzug Henslerstraße 3 in Wien-Landstraße: Das Gitter musste engmaschiger werden, erhielt aber seine ursprüngliche helle Farbe; Abb. 53 (re.): Die inzwischen 108 Jahre alte Kabine aus Mahagoniholz konnte nun doch erhalten werden.

Das Haus Henslerstraße 3 im 3. Wiener Bezirk wurde 1907 als Bürogebäude der Wasserstraßendirektion fertig gestellt. Der Personenaufzug im Haus trägt noch das originale Schild seiner Erbauerfirma Th. d'Estér, auf dem auch das Jahr seiner Errichtung – 1907 – angegeben ist (Abb. 55). Dies stimmt auch mit alten Fotos überein, die zeigen, dass das Haus vor dem benachbarten Eckhaus Henslerstraße / Vordere Zollamtsstraße („Stadtparkhof“), aber nach den Häusern Vordere Zollamtsstraße 7 und 13 errichtet wurde.

Vom Hauseingang gelangt man über eine Treppe ins Hochparterre, von dem aus der als Personenaufzug ursprünglich nur für Aufwärtsfahrten zugelassene Aufzug sowohl in das Kellergeschoß als auch in sämtliche Obergeschoße führt. Neben der Personenbeförderung gab es bis zur Renovierung 2013 an der Unterseite der Kabine einen eigenen Lastenkorb. Neuere, aufgrund weniger, aber spektakulärer Unfälle erlassene strengere Vorschriften erforderten verschiedene Änderungen der Anlage, die bis längstens Ende 2012 (bei sonstiger Stilllegung) vorzuneh-

men waren. Die Hauseigentümergeinschaft war sich auch ohne Denkmalschutz schon 1998 beim Erwerb von der Bundesimmobiliengesellschaft (BIG) darin einig gewesen, so weit wie möglich den Originalzustand des arg verfallenen Hauses anzustreben. Dies galt auch für den damals 91 – inzwischen 108 – Jahre alten Aufzug.

Alle von der Hausverwaltung eingeladenen Aufzugfirmen gingen – mit einer Ausnahme, die mit spürbaren Einschränkungen der Nutzung einhergegangen wäre – von einer als „Stilsanierung“ bezeichneten Totalerneuerung der Anlage als der billigsten und problemlosesten Variante aus. Vor allem sollte die alte Kabine aus Mahagoniholz (Abb. 53) einer neuen, schmälere weichen, nach Angabe einer renommierten Anbieterin aus technischen Gründen: die seitlichen Holz-Führungsschienen müssten gegen solche aus Eisen getauscht werden und deren Profil sei eben breiter. Der umsichtige Hausbesorger entdeckte beim etwas jüngeren Aufzug des gleich alten Nachbarhauses in der Gigergasse, dass dieser „technische Grund“ eine bewusste Irrefüh-

rung war. Deren Aufdeckung veranlasste die Aufzugfirma, das Angebot zu ändern und wesentlich zu verbilligen.

Wie schwierig es ist, gegen die kleine Gruppe marktdominierender Firmen aufzutreten, bewies eine angefragte Firma aus Pressburg (Bratislava), die – vielsagend – „wegen vorhersehbarer Probleme mangels einer österreichischen Aufsicht“ das Handtuch warf.

Nachdem die Eigentümer eine Reihe von vorwiegend konservatorischen Bedingungen in das Pflichtenheft reklamiert hatten, wurden die fachkundige Sichtung der Angebote sowie die Überwachung der Renovierungsarbeiten der Fa. LiftConsult Dipl.Ing. (FH) Thomas Kraus übertragen. Zusätzlich kontrollierten einige von ihnen die Adaptierungen der alten Kabine in einer auswärtigen Tischlerei. Die Gitterumwehrung wurde vorschriftsmäßig gegen eine engmaschigere ausgetauscht (Abb. 52), die irgendwann mit schwarzer Farbe übermalte ursprüngliche Farbe wiederhergestellt. Alle sonstigen Veränderungen erfolgten unter größtmöglicher Schonung des vorhandenen Originalbestandes. Die Schiebetüre, die Beleuchtung, die Verglasung, die alte Benützungsvorschrift, das Schild mit den Erbauerdaten und die alten Bedienungsknöpfe in der Kabine wurden belassen, eine unauffällige moderne Bedienung darunter montiert (Abb. 54). Selbstverständlich wurden alle technischen Einrichtungen möglichst schonend den gültigen Vorschriften entsprechend erneuert.

Der Einsatz hat sich gelohnt: die vorgeschriebenen Maßnahmen erwiesen sich letztlich nicht nur als bedeutend kostengünstiger, sondern zeigen auch, dass das freiwillige Engagement einer Eigentümergemeinschaft für Kulturgüter auch ohne Intervention des Denkmalamtes ganz in dessen Sinn erfolgt und all jene Lügen straft, die Denkmalschutz als lästiges, eigentümerfeindliches Übel denunzieren.

Dr. Helmut Hofmann

Mitglied der Hauseigentümergeinschaft

„Ich nehm den Stigler“ – im Gründerzeithaus Henslerstraße 3

Zum Glück kann man das heute auch noch im Hause Henslerstraße 3 behaupten. Der Firmenname als Synonym zeigt die Bedeutung dieses Namens zu Beginn des 20. Jahrhunderts: August Stigler, Gründer der Maschinenfabrik „Officina Meccanica Stigler“ in Mailand wurde 1832 in Renchen, Baden (Deutschland) geboren, wo er auch seine technische Ausbildung absolvierte und erste Berufserfahrungen sammelte.

Es zog ihn schließlich nach Mailand, wo er nach einigen Anstellungen seine eigene Firma gründete. Anfangs sich kleinen Motoren, Turbinen und Pumpen widmend, begann er auch bald hydraulische Aufzüge zu produzieren, ab 1903 auch mit elektrischem Antrieb. Er sicherte sich zahlreiche Patente auf dem Sektor des Aufzugsbaues. Es entstanden Niederlassungen in Deutschland (1903) und Frankreich (1911) sowie die Firma Th. d'Ester, nachfertigende Fabrik für Aufzüge System Stigler, unter Lincoln-Judd in der Schlachthausgasse 15 in Wien-Erdberg (Abb. 55). August Stigler starb 1910 in Lugano. Von den Wirren und Folgen des zweiten Weltkrieges stark getroffen fusionierte die Firma 1947 zur „Stigler Otis s.p.a.“. 45.000 Aufzüge hatte sie bis zu diesem Zeitpunkt fertig gestellt.

Die einst so revolutionäre Technik des Hauses Stigler verrichtete bis ins Jahr 2012 auch zuverlässig ihren Dienst in der Henslerstraße 3. Die Anlage war als Selbstfahrer konzipiert und verfügte über eine Schubknopf Steuerung (Stigler Patent): Durch Eindringen eines der gewünschten Etage entsprechenden Knopfes im Fahrkorb, wurde an der Außenwand der Kabine ein Stift herausgedrückt (Abb. 54). Dieser schloss den elektrischen Kontakt und wurde bei Erreichen des Fahrziels durch einen im Stockwerk situierten Holzkeil wieder in Grundstellung zurückgesetzt, der elektrische Kontakt somit unterbrochen. Aufgrund der waagrechten Anordnung der Tasten konnten die Rückstellungskeile in jedem Stockwerk versetzt positioniert werden.

Für die Abwärtsfahrt war ferner eine Rücksendetaste an der Außenwand der Kabine angebracht, welche, vom Fahrgast zuverlässig betätigt, die Rückstellung ins Parterre nach selbigem System bewirkte.

Auch die Steuerung für das Lastenabteil unterhalb der Personenkabine, das so genannte „Kohlenkistl“ erfolgte in gleicher Weise, nur dass die Steuerung an der gegenüberliegenden Kabinenseite montiert war, um ein separates Steuern zu ermöglichen. Dieser Laderaum diente, wie der Spitzname schon vorwegnimmt, zum Transport von Heizmaterial. Aus diesem Grund gab es bei dieser Anlage bereits eine Kellerstation zwecks Beladung.

Ein weiteres Patent von A. Stigler waren die so genannten Pendelhölzer, welche in die hölzernen Führungsschienen integriert waren. Sie be-

wirkten ein ständiges Umschalten zweier Abgreifer (jeweils links und rechts am Dach des Fahrkorbes), welche bei zu schneller Abwärtsfahrt, ein Eingreifen der Fangvorrichtung zufolge hatte.

An dieser Stelle ein besonderer Dank an den Hauswart und den ehem. Mitarbeiter der Fa. Th. d'Ester, Herrn Anton Pasek, welcher auch heute noch ein wachsames Auge auf den „Stigler“ in seinem Hause hat.

Christian Tauß
Wiener Aufzug Museum

📞 www.aufzugmuseum.at



Abb. 54 (o.): Die originale „Stuercassette“ aus dem Jahr 1907 wurde erhalten, darunter wurde eine moderne Tastenbedienung montiert; Abb. 55 (u.): Das Firmenschild.

Der Wiener Rathauspark



Abb. 56 (li.): Der Wiener Rathauspark; Abb. 57 (re. o.): Herzog Leopold VI., eine der acht Statuen am Rathausplatz; Abb. 58 (re. u.): Wetterhäuschen

Der Rathauspark wurde relativ früh ein Bestandteil der Wiener Ringstraße. Wobei unter dem Begriff „Ringstraße“ nicht nur die Verkehrsflächen, sondern auch die Randbebauung und Freiflächen an diesem Verkehrsband zu verstehen sind. Der Rathauspark befindet sich auf einem Teil des einstigen Josefstädter Glacis, auf dem bereits im Jahre 1783 ein Exerzierplatz angelegt worden war. Der Streit um die Umwidmung des 17 Hektar großen Exerzier- und Paradeplatzes im Zuge der Stadterweiterung dauerte Jahre und überschattete die Diskussion um die Gestaltung der Ringstraße. Gegen den Widerstand des Kriegsministeriums ordnete Kaiser Franz Joseph I. am 17. August 1868 die Auflösung des Paradeplatzes für militärische Übungen an. Über den neuen Verwendungszweck des Platzes konnte man sich lange nicht einig.

Der im Anschluss an das kaiserliche Handschreiben vom 20. Dezember 1857 betreffend Auflösung der Stadt-

befestigung durchgeführte Wettbewerb für die Stadterweiterung sollte auch die Frage nach den Standorten für die neu zu errichtenden öffentlichen Gebäude auf den einstigen Flächen der Befestigungswerke, des Stadtgrabens und des Glacis klären. Erst die Entscheidung, das neue Rathaus an der Stelle des Exerzier- und Paradeplatzes zu errichten, führte zu den Planungen für eine öffentliche Platz- oder Grünanlage zwischen Rathaus und Ringstraße.

Im Herbst 1869 überreichte Bürgermeister Cajetan Felder dem Kaiser eine Planskizze mit Rathaus, Parlament, Universität und Burgtheater in Verbindung mit einer großen Parkanlage. Nach der kaiserlichen Genehmigung arbeitete der Dombaumeister Friedrich Schmidt, der nach einer Konkurrenzausschreibung für das Rathaus 1869 mit dem Bau betraut worden war, gemeinsam mit den Architekten Theophil Hansen und Heinrich Ferstel den Plan aus. Nachdem sich die drei

Architekten Ferstel (Universität), Hansen (Parlament) und Schmidt (Rathaus) geeinigt hatten, die Hauptfassaden ihrer Monumentalbauten nicht alle zum Platz hin zu orientieren, beauftragte man 1870 den provisorisch (!) angestellten Stadtgärtner Hermann Rudolf Siebeck mit der Gestaltung des Parks. Anders als ursprünglich intendiert, erfolgte die Ausführung des Rathausparks auf Basis eines neuen, zweiten Planes von Siebeck, den er mit Friedrich Schmidt 1871 ausgearbeitet hatte. Dieser sollte sowohl der Bestimmung des Parks als Erholungs-ort als auch der Lage zwischen den vier großen Monumentalbauten Rathaus, Parlament, Universität und Burgtheater entsprechen. Vom ersten Entwurf übernahm Siebeck die breite Mittelstraße auf der Achse Burgtheater-Rathaus und den halbkreisförmigen Platz vor dem Rathaus. Die Parkanlage wird durch diese breite Straße, die – heute selten – den freien Blick auf die Hauptfassade des Rathauses

ermöglicht, in einen fast symmetrischen Nord- und Südteil getrennt. Die beiden Grünflächen mit je einem Springbrunnen erhielten durch gekrümmte Wege und dichte Bepflanzung einen landschaftlichen Charakter. Trotz Debatten wurde Siebecks zweitem Plan, der nicht mit den Wünschen und Anschauungen der Architekten der Bauten in Einklang stand, im selben Jahr die Zustimmung des Gemeinderates zuteil. In dem umstrittenen Plan verdoppelte Siebeck die ursprünglich geplante Grünflächengröße und spaltete damit den Gemeinderat in zwei Parteien, von denen eine für die Gestaltung eines Platzes mit Betonung der Architektur und kleinen Grünflächen, die andere für eine Erholungsfläche zwischen den Monumentalbauten plädierte. In der Sitzung des Wiener Gemeinderats vom 22. November 1872 ging es um die Bepflanzung und somit um die Kontroverse zwischen Park und Platz. Für die Schaffung eines Platzes argumentierte Gemeinderat Lecher: „Auf diesen Platz darf kein englischer Park hingesezt werden. Wenn Sie einen englischen Park herstellen, so wird die Zeit kommen, die einen besseren Geschmack hat, es wird der Nachwuchs kommen, der einen besseren Geschmack hat, [...] und dieser Nachwuchs wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und wird tabula rasa machen.“ Gegen die damit verbundene Kosteneinsparung sprach sich Gemeinderat Wislocki aus: „... dieser Bau und die Anlage sind kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit, eine große Notwendigkeit. [...] Wir können doch einen Platz, der mit ungeheuren Kosten als monumentaler geschaffen werden soll, nicht kahl stehen lassen, und mit ein paar Sträuchern bedecken, wir müssen einen Erholungsraum schaffen [...]“. Obwohl der Spatenstich zum Rathaus erst am 25. Mai 1872 erfolgte, begann man mit den Arbeiten für die etwa

40.000 Quadratmeter große Parkanlage bereits im Frühjahr desselben Jahres. Die Gartenarbeiten wurden am 14. Juni 1873, dem Tag der feierlichen Grundsteinlegung des Rathauses, beendet.

Typisch für Stadtparks im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts ist die Ausstattung mit Blumenrondellen, Teppichbeeten, Pavillons, Wetterhäuschen, Springbrunnen, exotischen Bäumen und Denkmälern. Sie passten zur Erholungs- und Bildungsfunktion der Anlagen. Der Rathauspark war in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Im südlichen Teil des Parks wurden im Laufe der Zeit Denkmäler für die Komponisten und Kapellmeister Josef Lanner und Johann Strauß Vater, den Sozialethiker Josef Popper-Lynkeus, den Staatskanzler Karl Renner und den Wiener Bürgermeister und späteren Bundespräsidenten Theodor Körner aufgestellt. Zusätzlich finden wir eine 1985 errichtete Nachbildung des „Wiener Rathausmannes“, das Denkmal „Gestern-Heute“ zum Thema Kriegszerstörungen (1993) und das 1890 erstmals aufgestellte Wetterhäuschen, welches 1955 einen modernen Nachfolger erhielt. Im nördlichen Teil des Parks stehen Denkmäler für den Maler Ferdinand Georg Waldmüller, den Physiker Ernst Mach, den Bundespräsidenten Adolf Schärf und den Wiener Bürgermeister Karl Seitz.

Der Rathausplatz, der von der Ringstraße zum Rathaus führt und den Rathauspark in zwei Hälften teilt, wird zu beiden Seiten von insgesamt acht Statuen von Persönlichkeiten der österreichischen Geschichte flankiert. Die Statuen standen ab 1867 im Bereich des heutigen Karlsplatzes auf der einstigen Elisabethbrücke über den Wienfluss. Als die Brücke im Zuge der Wienflussregulierung abgerissen wurde, übersiedelten die Statuen 1902 an ihren heutigen Standort. Am Beispiel Rathauspark wird deutlich,

dass sich die Stadt Wien in den 1870er-Jahren gegen die Ansprüche der Ringstraßen-Architekten, die im Rathauspark nur eine dekorative Kulisse zur Erhöhung der ästhetischen Wirkung der Monumentalbauten sehen wollten, durchsetzte. Die Errichtung eines Parks zu Erholungszwecken und somit soziale Gründe wurden als bedeutender angesehen.

Seit 1873 hat sich einiges geändert – bei den Architekturen und bei der Nutzung: In den späten 1990er-Jahren entwarf der Architekt und Möbeldesigner Luigi Blau im Rahmen der neuen Stadtmöblierung zwei (blaue) Toilettenanlagen für den Rathauspark, die in der Öffentlichkeit geteiltes Echo fanden. Die gusseiserne Einfriedung mit Schuppengitter (Gitterstrickarbeit aus Eisendraht) nach dem Entwurf von Georg Hausmann und Hieronymus Arnberger wurde letztmals vor einigen Jahren restauriert. Im April 2009 schrieben Magistratsabteilungen 19 und 42 einen „Realisierungswettbewerb“ für den Neubau einer Gärtnerunterkunft im Rathauspark aus. Die Jury entschied sich im Sommer 2009 für den Entwurf von Kiskan Kaufmann Architekten. Errichtet wurde der Neubau jedoch bisher nicht.

Kritisch ist die jedes Jahr vergrößerte Fläche für den „Wiener Eistraum“, mit seiner Eislaufbahn samt Einbauten mitten auf den beiden Parkflächen, zu sehen: Die Kosten für die Wiederherstellung der Grünflächen steigen stetig. Es zeigt sich an diesem Beispiel wieder einmal, dass das „öffentliche Grün“ fast keine Lobby hat – Spektakel scheinen den Verantwortlichen wichtiger zu sein.

Dipl.-Ing. Dr. Christian Hlavac
Garten- und Landschaftshistoriker

📍 iD-Führung: Im Rathauspark,
24.10.2015 (s. S. 59)



Abb. 59 (li.): Moderne WC-Anlage; Abb. 60 (m.): Gärtner Unterkünfte; Abb 61 (re.): „Wiener Eistraum“ im Wiener Rathauspark, 2009

Vom Verschwinden der Wiener Vorstädte, Folge 5: Malerisch, aber besonders gefährdet: „Mumien“

Wilhelm Kisch beschrieb in seinem 1883 erschienen Werk „Die alten Straßen und Plätze Wiens und ihre historisch interessanten Häuser“ (dem 1888 und 1895 noch zwei Bände über die Vorstädte folgten) die Häuser der Innenstadt und hielt dazu zahlreiche Geschichten über deren Bewohner fest. An der Rotenturmstraße 1 stand damals das Haus „zum Primas von Ungarn“, das sich seit dem Mittelalter weitgehend unverändert erhalten hatte und durch sein altertümliches Aussehen auffiel. Kisch beschrieb es als „verwitterte Häusermumie, wie wir nur noch wenige mehr desgleichen in

blieben aber auch die damit oft einhergehenden Fehler und/oder Zwänge aus. Da zudem typischerweise auch keine oder nur die notwendigsten Erhaltungsarbeiten durchgeführt werden, weisen solche Häuser ein altertümliches, „originales“ Erscheinungsbild mit reichlich Patina auf. Freilich ist die Erhaltung eines solchen Zustandes eine ständige Gratwanderung, an deren Ende nicht selten die Zerstörung von zumindest Teilen des Gebäudes durch die Witterung steht. Nur in den wenigsten Fällen ist heute noch eine Frau Saal zu finden, die bis zuletzt nicht weicht.

Lichtensteinstraße 28 („zur heiligen Dreifaltigkeit“): erbaut 1781, Fassade im 19. Jahrhundert erneuert. Die Straßenansicht des einstöckigen, gute vier Meter aus der Baulinie hervortretenden Hauses an der verkehrsreichen Lichtensteinstraße vermittelt den Eindruck einer Zeitreise um 100 Jahre zurück: Haustor, Geschäftsportale, Fenster, Malerei/Patina und Dach erwecken den (wohl zutreffenden) Eindruck, spätestens seit den 1930er Jahren nicht mehr berührt worden zu sein. Es ist offenbar bewohnt und es sind neben der oberflächlichen Verwitterung keine akuten Schäden ersichtlich.



Abb. 62 (li.): Liechtensteinstraße 28, Juli 2015, Detail der Fassade: fast immer im Schatten gelegen, setzt doch gelegentlich ein Sonnenstrahl die alte Oberfläche geradezu barock in Szene; Abb. 63 (m.): Liechtensteinstraße 28, 2012: Detail der Dachlandschaft, Hofseite; Abb. 64 (re.): Strozsigasse 39, 2006: altgedientes Haustor im Schneeregen, mittlerweile sieht es ähnlich aus wie jenes in Abb. 65.

der Stadt besitzen und die uns deshalb doppelt ehrwürdig erscheinen müssen“. ¹ Seine letzte Eigentümerin Ludovica Saal zögerte in Zeiten durchgreifenden „Umbaus“ der rasant wachsenden Stadt den Abbruch des Gebäudes über Jahrzehnte hinaus, und erst nachdem sie hochbetagt verstorben war, konnte der Grund für die moderne gründerzeitliche Bebauung (Thonethof 1882/1883, zerstört 1945, heute Kennedyhof) freigemacht werden. ²

„Mumien“ im Sinne Kischs gibt es – wenn auch kaum bis ins Mittelalter zurückreichend – in Stadt und Vorstadt bis heute. Ursache für die Entstehung einer Mumie sind zumeist wirtschaftliche oder rechtliche Probleme und/oder der Eigenwille der Eigentümer. Solche Gebäude genießen zwar nicht die Segnungen einer nachhaltigen Konservierung im Sinn der Denkmalpflege, es

Angesichts des zur Zeit herrschenden Verwertungsdrucks auf den Immobilien der neuerdings wieder wachsenden Stadt Wien geraten Häuser in dem beschriebenen Zustand bevorzugt ins Visier der Erneuerer. Besonders interessant sind dabei Gebäude, von denen diese Rubrik handelt: vor 1840 errichtete Wohnhäuser. Typischerweise lohnen hier Abbruch und Neubau besonders: niedrige Bebauung bei weitaus höherer Widmung, niedriger Preis wegen Investitionsstau, wenige Mieter, einfache und günstige Abtragung usw. Die hier folgende Aufstellung greift nach Ansicht des Autors im oben beschriebenen Sinn besonders auffällige „mumienhafte“ Gebäude heraus und ist eine Momentaufnahme – schon bald könnte eines verschwunden oder überarbeitet worden sein.

Praktisch in allen oben genannten Kategorien eine Mumie ist das Haus 9.,

Es kann vorsichtig angenommen werden, dass die langjährigen privaten Eigentümer Interesse an der Erhaltung des Status quo des seit 1992 unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes haben.

Weniger gut erhalten zeigt sich die Mumie 8., **Strozsigasse 39** („zur Freundschaft Christi“), erbaut 1772, schlichte Fassade. Mit den bunten und seit Anfang der 1980er Jahre instand gesetzten Häusern am oberen Ende der Strozsigasse bildet dieses einstöckige Gebäude ein selten geschlossenes Ensemble einer Vorstadtgasse. Es befindet sich in einer Schutzzone, steht aber nicht unter Denkmalschutz. Auch dieses Haus befindet sich in seit langem kaum verändertem Zustand und weist viele überkommene Details auf: Haustor, Fenster, Dach (der Dachstuhl dürfte noch aus der Bauzeit stammen). Infolge der langen Ver-

nachlässigung dürfte die Substanz bereits ernste Schäden genommen haben: ein Teil des Dachgesimses an der Straßenfront war desolat und wurde nur ganz grob saniert, der Hintertrakt ist teils ruinös. Zu seinen, teils renovierten, teils liebevoll restaurierten bunten Nachbarn bildet das graue Gebäude einen starken Gegensatz. Hinter dem Haus liegt ein zwar winziger, aber vom großen Park des Palais Strozzi nur durch eine alte Mauer getrennter Garten. Bereits der letzte Eigentümer hatte das Haus verkommen lassen und jahrelang als Lager verwendet (ähnlich dem im Mai 2014 abgetragenen Haus 9., Badgasse 27, siehe Beitrag in Denkm[i] 17, S.

offenbar zur Fernhaltung von Hausbesetzern, nutzen durften und nun ein benachbartes Möbelgeschäft seine Waren darin lagert, lässt der Eigentümer es weiter verfallen und wälzt große Pläne für einen „Umbau“.³ Das josefinische, im Plattenstil gehaltene Haus 7., **Neustiftgasse 7** („zum goldenen Becher“), hatte Glück: zweistöckig, an seiner stadteinwärtigen Kante leicht aus der Baulinie ragend, hat es sich eine geradezu märchenhaft gealterte Fassade, uralte Fenster (mit teils ebensolchen Scheiben) und ein altes Dach erhalten und steht seit 1963 unter Denkmalschutz. Der Eigentümer, der es über seine Gesellschaft 1993 aus Familienbesitz erwor-

straße 60A und 60B (Nachbarhaus Nr. 62 jüngst durch Aufstockung unsanft verändert); ein bemerkenswert geschlossenes und großes Ensemble findet sich in 3., Landstraßer Hauptstraße 30-48, außerdem besonders hervorzuheben Nr. 72 (tiefe Höfe, größtenteils unausgebaute Dächer, Sockelzonen leider zumeist zerstört), ganz anders (lang und schmal, ohne Hinterland) Landstraßer Hauptstraße 62/Rochusgasse 1; weiters 3., Ungargasse 32 und 34 (hier insbesondere auch die rückwärtige Fassade in der Krummgasse 6).

Mag. Thomas Baar
Mitglied der Initiative Denkmalschutz



Abb. 65 (li.): Breite Gasse 15, 2015: Haustor, verunstaltet und in Ketten gelegt; Abb. 66 (m.): Breite Gasse 15 (Fassade); Abb 67 (re.): Neustiftgasse 7 um 1900; abgesehen von der Sockelzone hat sich an dieser Fassade bis heute praktisch nichts geändert.

42ff). Nach seinem Tod 2009 wurde das Haus 2011 von der Erbin an eine Gesellschaft (hinter der ein vermögenger Privater steht) verkauft. Nach der Entfernung des eingelagerten Gerümpels steht das Haus seitdem, die Fenster der Sockelzone vernagelt, leer. Im Fall des zuletzt mehr verunstaltet als verwitert wirkenden Hauses 7., **Breite Gasse 15** liegt offensichtliche Bauspekulation vor: Nachdem das zweistöckige, um 1800 errichtete Gebäude („zur heiligen Dreyeinigkeit“) fast ein halbes Jahrhundert im Alleineigentum einer Privatperson gestanden war, kaufte ein Wiener Rechtsanwalt der betagten Eigentümerin die Liegenschaft im Jahr 2002 ab. Das auf kleiner Grundfläche (289 m²) einen vierseitigen Hof umschließende Gebäude stand schon damals leer. Es befindet sich in der Spittelberg-Schutzzone, steht jedoch nicht unter Denkmalschutz. Während Künstlerinnen es,

ben hatte, wollte das Gebäude trotzdem demolieren. Offenbar konnten das Denkmalamt und die Mieter des Hauses, deren Freude an seinem Erscheinungsbild schon an den stets sauberen und mit Blumen geschmückten Fenstern ersichtlich ist, den Abbruch lange genug verzögern: Nach dem Tod des Eigentümers 2011 erwarb das Haus (nach einem kurzen Zwischeneigentümer) ein Immobilienunternehmer⁴, der mehr Liebe zu der alten Substanz haben dürfte: mittlerweile wurde eine leere Wohnung saniert, das Lokal im Erdgeschoß ist an einen weiteren Liebhaber zu vermieten, ansonsten erscheint alles unverändert. Weitere ähnliche Objekte sind noch nicht ausreichend erforscht, zeigen aber äußerlich ein ähnliches Bild: etwa 6., Stieggasse 11 (siehe Beitrag in Denkm[i] 18, S. 42f.); 5., Siebenbrunnengasse 9; 4., Wiedner Haupt-

Anmerkungen

- ¹ Wilhelm Kisch, Die alten Straßen und Plätze Wiens und ihre historisch interessanten Häuser, M. Gottliebs Verlagsbuchhandlung, Wien 1883, S. 86f
- ² ebenda und auf www.wien.gv.at/wiki/index.php/Zum_Primas_von_Ungarn
- ³ Bezirkszeitung, 23.4.2014 in www.meinbezirk.at/neubau/chronik/baujuwel-in-breite-gasse-droht-abriss-d916157.html; Kommentar in DerStandard, 9.5.2014, S.31; siehe auch: www.profil.at/meinung/peter-michael-lingens-ein-verbrechen-wien-377009 vom 26.7.2014
- ⁴ Der Bericht über die Zerstörung von historischer Bausubstanz in NEWS, Nr. 44/2014, S. 58 tut ihm daher unrecht, da die dort geäußerten Vorwürfe offensichtlich den fast 3 Jahre zuvor verstorbenen Alteigentümer betrafen.

Gaslicht – Ein kulturelles Erbe ist bedroht

Die traditionsreiche Gasbeleuchtung war neben der Dampfmaschine und der Eisenbahn einer der Motoren für die Industrialisierung der Gesellschaft. Denkmalschützer sehen ihre Zukunft mit Sorge, besonders in Deutschland: Unter dem Aufmacher „Heimleuchten“ beschrieb die renommierte Süddeutsche Zeitung am 30./31. Mai 2015 Deutschland als das Land der Gaslaternen – die Gaslaternen bekam einen prominenten Platz auf der Titelseite, direkt unter dem Konterfei der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel.



Bild 68: Die ersten Gasleuchten besaßen meist einen vierseitigen Korpus wie diese typische Frankfurter Biedermeier-Laterne aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Nur wenige, darunter Nachbauten, haben sich erhalten.

Und es stimmt: Die meisten Gaslaternen – technisch korrekter Gasleuchten – finden sich in Deutschland, es sind derzeit etwas über 60.000 Stück. Dazu kommen über den Rest der Welt verteilt nochmals höchstens etwa 15.000 Stück, darunter Exemplare in Japan oder Australien. Anteilig gesehen liegt der Gaslaternen-Anteil an der öffentlichen Beleuchtung aller deutschen Kommunen allerdings bei deutlich unter einem Prozent. Wir reden also von einer selten gewordenen Spezies. Und um diese letzten Zeugen einer Epoche des industriellen und gesellschaftlichen Aufbruchs muss man sich in der Tat ernsthafte Sorgen machen. Der World Monument Fund (WMF), eine in New York ansässige Denkmalschutz-Organisation, hat neben historischen Orten in Syrien oder der Innenstadt von Venedig auch die Gasleuchten von Berlin auf seine Rote Liste gesetzt. Die deut-

sche Hauptstadt zählte bis zum Jahr 2007 knapp 44.000 städtische Gaslaternen, d.h. mehr als die Hälfte des Weltbestandes. Doch acht Jahre später ist die Zahl bereits auf 36.000 Stück gesunken. Und wenn es nach dem Willen des Berliner Senats geht, soll bis auf einen kleinen Rest die gesamte Gasbeleuchtung aus dem Stadtbild verschwinden. Für Berlin wäre dies ein stadthistorisches Desaster.

Gaslicht-Metropole Berlin

Berlin führte im Jahr 1826 die Gasbeleuchtung ein und wurde im Laufe der Jahrzehnte zur Gaslicht-Metropole. Die Gasbeleuchtungsindustrie spielte eine herausragende Rolle in der preußischen Residenz- und späteren Reichshauptstadt. Eine Vielzahl namhafter Unternehmen produzierte Leuchten, Kandelaber, Glühkörper, Zündapparate und andere für die Gasbeleuchtung wichtige Teile. Die Stadt wies eine beispiellose Vielfalt bei den Gasleuchten und Gaskandelabern auf. Im Jahre 1939 sorgten 88.000 Gaslaternen für Licht, die elektrische Beleuchtung spielte nur eine untergeordnete Rolle.

Durch den Zweiten Weltkrieg wurde die Straßenbeleuchtung Berlins zu großen Teilen zerstört. Doch nach 1945 konnten zahlreiche Leuchten wieder in Betrieb genommen werden. Als die politischen Spannungen zwischen Ost und West immer schärfer

wurden und sich die wirtschaftliche sowie politische Spaltung Berlins abzeichnete, kam es am 24. Juni 1948 zur Abriegelung aller Land- und Wasserwege zwischen den Westzonen Deutschlands und den Westsektoren Berlins sowie zur Blockierung der Stromversorgung und dem Verbot jeder Kohlelieferung. Die Berlin-Blockade begann. Und hier liegt auch einer der Gründe, warum sich die Vielzahl der Berliner Gaslaternen bis heute halten konnte: Man setzte auf Eigenversorgung bei der Energiewirtschaft. Mit Kohle, die über die Luftbrücke nach Berlin transportiert wurden, produzierte man Gas und Strom. Vor allem die Gasversorgung wurde zu einem Garant für die Unabhängigkeit der eingeschlossenen Halbstadt West-Berlin. Dies führte denn auch zu einer Renaissance der Gasstraßenbeleuchtung. Sie wurde nach 1950 modernisiert, viele neue Gasleuchten aufgestellt sowie moderne Modelle entwickelt. Deren Gesamtzahl blieb konstant hoch und lag im Westteil der Stadt ab den 1960er Jahren stets bei mehr als 40.000 Stück.

Im Ostteil der Stadt setzte man dagegen einen konsequenten Abriss der Gasbeleuchtung durch, der ab etwa 1960 einsetzte. Im Jahr der politischen Wende 1989 existierten in Ost-Berlin von einst 26.300 Gasleuchten (1961) lediglich noch etwa 1.200 Stück, die sich in einem beklagens-



Abb. 69 (li.): Einlageblatt für eine CD, darauf diverse Gasleuchten-Modelle aus Düsseldorf, „Gasleuchtturm“ NRW; Abb. 70 (re.): Mit ca. 30.000 Exemplaren ist die Gasauflaufleuchte Modell „U7“ der Firma Bamag (Berlin-Anhaltische Maschinenbau AG) die am weitesten verbreitete Gasleuchte überhaupt. 1927/28 entworfen, ist ihre Form dem Bauhaus zuzuordnen, in Berlin ab 1952 im Westteil der Stadt großflächig eingesetzt (Kiez-Laterne).

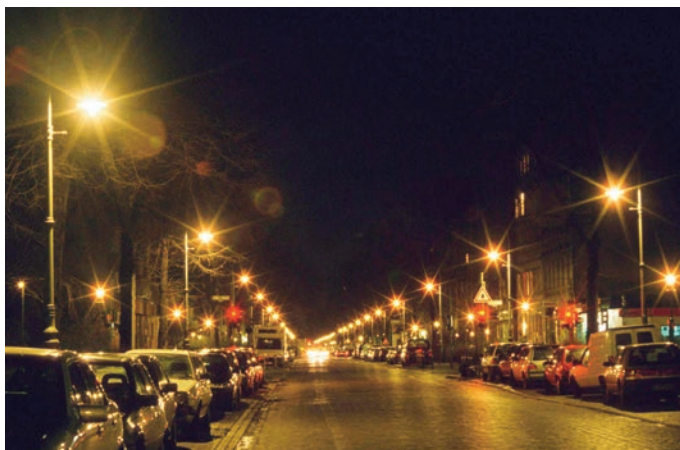


Abb. 71 (li.): Gashänge- und Gasaufsatzleuchten auf der Reichenberger Straße in Berlin-Kreuzberg. Die Straße wird von vier Laternen-Reihen (je zwei für die Fußwege und die Fahrbahn) umsäumt und bietet einen prächtigen Anblick; Abb 72 (re.): Sechssarmige Gaskandelaber mit Rundmantellaternen vor dem Kurhaus in Baden-Baden. Die schweren Lichtständer wurden erstmals 1881 auf der Pariser Weltausstellung präsentiert. Bild: Oliver Frühschütz für ProGaslicht.

werten Zustand befanden.

Nach der Vereinigung von West- und Ost-Berlin wurde die Gasbeleuchtung weiter modernisiert, im Ostteil der Stadt erfolgte eine komplette Überholung des Bestandes. Im Jahr 1997 feierte die Stadt mit einer großen Ausstellung den 170. Jahrestag der Gasversorgung und Gasbeleuchtung. Niemand dachte zu dieser Zeit daran, dass nur wenige Jahre später aus den Reihen von Politik und Verwaltung massiv, ja geradezu aggressiv der Abriss der Gasbeleuchtung gefordert würde. Aber genau so ist es gekommen. Zuerst brachte die Privatisierung der öffentlichen Beleuchtung im Jahr 2001 einen enormen Kompetenzverlust bei der Bewirtschaftung der Berliner Gasleuchten, was in der Folge zu erheblichen Mängeln und Störungen führte. Das ließ nun die Gegner des Gaslichts auf den Plan treten, die alle möglichen und teilweise absurden Argumente aus der Schublade zogen, um der Abschaffung der traditionsreichen Gasleuchten das Wort zu reden. Seit 2008 wird jetzt Zug um Zug abgebaut, die Gasleuchten abgerissen. Als Ersatz dienen nun Kompaktleuchtstofflampen, inzwischen selbst veraltet, außerdem mit giftigem Quecksilber versehen. Der neueste Schrei sind jedoch Gasleuchten-Attrappen mit Gaslicht-Imitat. Es handelt sich dabei um optisch fast wie Gaslaternen aussehende Elektroleuchten mit LED. Über diese Leuchtdioden wurden Glashütchen gesetzt, welche die Optik von Gasglühkörpern nachahmen sollen. Hunderte dieser Fakes stehen bereits. Vielen Berlinern gefällt der Verlust „ihrer“ Gaslaternen absolut nicht.

Es gab Protestveranstaltungen, ein extra zu diesem Thema von bekannten Berliner Künstlern aufgeführtes Theaterstück, eine Menschenkette und andere Aktionen. Doch den Berliner Senat interessiert das alles nicht, der Aderlass geht weiter. Der Denkmalschutz, derselben Senatsverwaltung unterstellt, die auch den Abriss plant und ausführen lässt, schweigt. Immerhin stehen in Berlin viele Kandelaber, die mehr als 100 Jahre alt sind, darunter auch Unikate. Und um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, haben Berlins Verantwortliche keinen Genierer, das 1978 eingeweihte Gaslaternen-Freilichtmuseum im Berliner Tiergarten – ein einzigartiges Kleinod in seiner Art – regelrecht verkommen zu lassen. Aus einem wunderschönen Ort zum Flanieren ist inzwischen eine Ansammlung verwahrloster und defekter Gaskandelaber geworden.

Von Düsseldorf bis Zwickau

Neben Berlin existiert in Deutschland noch eine zweite Gaslicht-Metropole:



Abb. 73: Gasleuchte auf Stahlmast, Modell 52 der Fa. Schneider in Hamm, nur noch in Frankfurt/Main anzutreffende Leuchte zum Montieren auf bzw. seitlich an einem Mast.

Düsseldorf, die Landeshauptstadt Nordrhein-Westfalens. Rechnet man die Anzahl der Gaslaternen auf die Fläche der Stadt um und setzt man sie in Relation zur elektrischen Beleuchtung, so ist Düsseldorf sogar noch dichter und kompakter mit Gaslaternen ausgestattet als Berlin. Hier begann die Geschichte der Gasbeleuchtung im Jahr 1848. Seit dieser Zeit prägen die Gaslaternen das Gesicht von Düsseldorfs Straßen und Plätzen. Bis vor wenigen Jahren galt, dass sich ein „Umrüsten“ von Gas auf Strom bei einer Zahl von etwa 17.000 Gasleuchten wirtschaftlich nicht lohnen würde. Dessen ungeachtet begann man auch in Düsseldorf Gasleuchten zu entfernen und wie in Berlin durch einfache elektrische Leuchten oder elektrische „Gaslaternen-Imitate“ zu ersetzen. Auch in Düsseldorf wurde der Denkmalschutz zunächst nicht gefragt. Doch inzwischen scheint ein Umdenken eingesetzt zu haben. Im Rathaus amtiert ein neuer Oberbürgermeister, ein neues Parteienbündnis hat erstmals die Aussage getroffen, dass es sich bei den Düsseldorfer Gaslaternen um ein wertvolles Kulturgut handelt. In ersten Verhandlungen zwischen Denkmalschützern, Vertretern des Vereins ProGaslicht, der Stadt und den Stadtwerken wurde vereinbart, zunächst alle Gasleuchten, die sich in sogenannten städtischen Erhaltungsgebieten befinden, dauerhaft zu erhalten. Das wären über 4.000 Stück von derzeit insgesamt 15.000. Viel zu wenig, meinten zahlreiche Bürger und starteten eine Petition, die schnell über 10.000 Unterschriften für die Gaslaternen brachte. Inzwi-

schen schließen sich immer mehr Bürgerinnen und Bürger an, die Gasbeleuchtung soll ein Markenzeichen von Düsseldorf werden. Rufe werden laut, das Gaslicht als UNESCO-Weltkulturerbe eintragen zu lassen. Die weitere Entwicklung könnte spannend werden.

Auf Platz drei im Gaslaternen-Ranking steht die Bankenmetropole **Frankfurt am Main**. Dort prägen nicht nur Wolkenkratzer das Stadtbild, sondern auch etwa 5.500 Gasleuchten, verteilt über viele Stadtteile. Die meisten dieser Gaslaternen stammen aus den 1950er Jahren und stehen optisch für die Nachkriegsmoderne, sind mit ihren elegant geschwungenen Formen typisch für die Epoche der Nierentische und Petticoats. Es grenzt an ein Wunder, dass Frankfurt am Main noch derart viele dieser Gasleuchten besitzt. Doch soll dies nach dem Willen der dort amtierenden Rathauskoalition ein baldiges Ende haben. Vergangenen Sommer beschloss die Stadt gegen massive Proteste zahlreicher Frankfurter Bürger den kompletten Abriss der Gasbeleuchtung. Denkmalschützerische Belange wurden dabei völlig ignoriert, stattdessen beugte man sich dem Druck eines als Platzhirsch agierenden Energieversorgers.

Hinter den drei großen Gaslicht-Städten finden wir **Dresden** mit etwa 1.250 Gasleuchten. In „Elbflorenz“ waren 1998 noch etwa 2.400 Gaslaternen zu finden, doch in den letzten

Jahren wurde auch hier rigoros abgebaut. Erst nach massiver Intervention der sächsischen Denkmalschützer wurde vereinbart, in den drei Stadtteilen Striesen/Blasewitz, Lößnitz und Trachau Gaslicht-Schutzzonen festzuschreiben. Dies sichert den Bestand von etwa 1.000 Gaslaternen.

Eine das Stadtbild prägende Funktion haben auch die Gaslaternen der Kurstadt **Baden-Baden**. Es existieren etwa 800 Stück, hauptsächlich in der Innenstadt. Maximal 500 sollen erhalten werden. Prunkstücke der Baden-Badener Gasbeleuchtung sind die sieben vor dem Kurhaus aufgestellten mehrarmigen Gaskandelaber aus dem Jahr 1881. Sie werden jeden Abend publikumswirksam von Hand gezündet. Alle übrigen Gasleuchten der Stadt werden elektronisch zum Leuchten gebracht.

Ein besonderer Hingucker sind die 338 Gaslaternen in der Hansestadt **Lübeck**. Sie befinden sich auf der Altstadt-Insel, die 1987 zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärt wurde.

Einen Gaslaternen-Bestand von etwa 180 Stück hat Würzburg aufzuweisen. Besonders auffällig sind die Gasleuchten rund um die Residenz, daneben gibt es sie verteilt in der Innenstadt und im Stadtteil Heidingsfeld.

Auch das sächsische **Zwickau** besitzt einen kleinen, feinen Bestand von 160 Gaslaternen in der Innenstadt und im Stadtteil Pöhlitz.

Weitere historische Gaslaternen in

kleinen Stückzahlen können unter anderem in Augsburg (Fuggerei), Bad Homburg (Tannenwaldallee), Bonn (Südstadt), Heidelberg (Häusserstraße), Leipzig (Thomaskirchhof), Mannheim (Feudenheim, Käfertal), Minden (Laxburg), Münster (Kuhviertel) und Nördlingen (Altstadt) entdeckt werden. Außerdem stehen in einer ganzen Reihe von Kommunen einzelne Gasleuchten oder Gaskandelaber als Solitäre. Sie haben Denkmalcharakter und sollen an die Epoche des Gaslichts oder der Einführung der Gasversorgung erinnern.

Einige Städte haben in den letzten Jahren Gaslaternen neu aufgestellt und in Betrieb genommen, man wollte auf diese Weise das Stadtbild aufwerten und für besonderes Flair sorgen. Hier sind unter anderem Friedrichroda sowie Jena in Thüringen, Neuss (Nordrhein-Westfalen), Rathenow (Brandenburg) und Rostock zu nennen.

Faszination Gaslicht

Aber was ist eigentlich so faszinierend an Gaslaternen und deren Licht? Das als warm und honigfarben empfundene Licht ist blendfrei, man kann unbeschadet hineinschauen. Durch die sichtbare Technik (Glocken oder Gläser sind aus Klarglas) wirkt die Gaslaterne persönlich, nicht anonym. Sie lebt förmlich, leise hört man das strömende Gas rauschen. Das Lichtspektrum des Gaslichts hat keinen ultraviolett Anteil und kaum Blau-



Abb. 74 (li.): Nachguss einer Ritter-Rundmantellaterne in Chemnitz, im Jahre 1898 von der Kölner Firma Ritter entwickelt. Chemnitz kann mit 310 Gasleuchten aufwarten, die seit einigen Jahren geschützt sind und in die Denkmalliste der Stadt eingetragen wurden. Man findet sie beispielsweise auf dem Kaßberg, einem der größten Gründerzeit- und Jugendstilviertel Deutschlands; Abb 75 (m.): Gasreihenleuchte für Bogenauslegermaste zum Einsatz in verkehrsreicheren Straßen, Modell L56 der Fa. Schneider in Hamm, es wird in Frankfurt am Main, Düsseldorf und Baden-Baden eingesetzt; Abb 76 (re.): Dreiflammiger Brenner mit Gasglühlicht und Zündflamme.



Abb. 77 (li.): Gasglühkörper Ring 1562 für Straßenbeleuchtung der Firmen Indal (links) und Petromax (rechts); Abb. 78 (m.): Die wohl berühmteste Gaslaterne der Welt, „Lili Marleen“ machte sie unsterblich: Die 1892 von den städtischen Berliner Gaswerken entworfene Berliner Modellleuchte, hier ein Foto aus Berlin-Charlottenburg. Sie wird wegen ihres Zierrats auch fälschlicherweise als „Schinkellaterne“ bezeichnet, doch der große Architekt und Stadtplaner Karl Friedrich Schinkel war bereits 1841 verstorben und hatte mit diesem Laterne-Modell nichts zu tun. Etwa 1.250 mit Gas betriebene Laternen sind derzeit in Berlin anzutreffen; Abb. 79 (re.): Sechsstämmige Gaslaterne mit gusseisernem Wandausleger, montiert an einem der zahlreichen historischen Giebelhäuser in der Altstadt von Lübeck.

spektrum, was zur Folge hat, dass sich Insekten nicht von diesem Licht angezogen fühlen. Ganz im Gegensatz zu elektrischen Leuchten, an denen Nacht für Nacht Hunderte von Kleinstlebewesen elend zugrunde gehen. Neben der Farbtemperatur des Gaslichts spielt die Farbwiedergabe eine herausragende Rolle. Im Gaslicht werden alle Farben nahezu naturgetreu wieder gegeben, die meisten elektrischen Leuchten bieten dies nicht. Die Ästhetik der Gasbeleuchtung ist wohl unübertroffen.

Kommt man auf Gaslaternen zu sprechen, so denken viele an ihre Kindheit zurück, als Männer mit langen Stangen die Laternen abends entzündeten. Doch die Laternenanzünder sind Geschichte. Heute werden Gasleuchten modern betrieben, z.B. mit solargesteuerten, elektronischen Zündgeräten zum Ein- und Ausschalten. Die Energiequelle ist Erdgas, doch manche Privatpersonen betreiben Gaslaternen mit Propangas. Auch Biogas wäre geeignet. Doch egal, welches Gas man verwendet, immer ist das Ergebnis das goldfarbene Gaslicht. Ein Licht, das in Kunst, Musik und Literatur für Inspiration gesorgt hat. Künstler wie Vincent van Gogh, René Magritte, Lesser Ury und Hans Baluschek haben dem Gaslicht auf Leinwänden ein Denkmal gesetzt. Das Lied von Lili Marleen, getextet von Hans Leip, ging um die Welt und machte die Gaslaterne unsterblich.

Europa und Österreich

Gaslicht und Gaslaternen müssen als unser gemeinsames kulturelles Erbe erhalten werden. Neben den vielen

Gaslicht-Freunden setzen sich weltweit Denkmalschützer sowie der europaweit aktive Verein ProGaslicht e.V. dafür ein. Ein Engagement, das der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck im Oktober des vergangenen Jahres beim „Tag des offenen Denkmals“ ausdrücklich gewürdigt hat. Gauck sprach von den Farben der Nacht, und dazu zählt auch jenes goldfarbene Licht, das die Gaslaterne verströmt und mit dem sie Menschen verzaubert.

In **London** (etwa 1.500 Gasleuchten), **Zagreb** (205 Stück) oder **Budapest** (170 Stück) weiß man den Wert dieser Leuchten zu schätzen und sieht sie als national heritage. Einen bemerkenswerten Weg ging **Prag**, dort begann man ab 2002, die 17 Jahre zuvor abgeschaffte Gasbeleuchtung wieder einzuführen, inzwischen werden Teile der Altstadt und des Stadtteils Kleinseite (Malá Strana) sowie die weltberühmte Karlsbrücke wieder mit Gaslicht beleuchtet. Weitere Installationen sind geplant.

Und in Österreich? **Wien** hat seine Gasstraßenbeleuchtung bereits im Jahr 1962 abgeschafft. Übrig blieb lediglich eine einzige Gaslaterne, die vor dem Bezirksmuseum Hietzing aufgestellt wurde. Eine weitere kam später am Standort der Stadtwerke in der Erdbergstraße hinzu. Zwischendurch gab es auch drei „Gas-Lichtblicke“! Eine Gashängeleuchte, die am Gebäude der ehemaligen Gaswerksdirektion in der Josefstädter Straße 10-12 montiert war, sowie zwei von den Stadtwerken gesponserte Gasleuchten an der Rathausmann-Nachbildung. Letztere Gaslaternen sind in-

zwischen seit Jahren außer Funktion, die Leuchten wurden von den Kandelabern herunter genommen. Dem Betrachter bietet sich nur ein trostloser Torso. Die Gashängeleuchte wurde nach Verkauf des Gaswerksdirektions-Gebäudes an eine Hotelkette prompt elektrifiziert, eine zweite baugleiche Leuchte, die ebenfalls ihrer Gasbeleuchtungstechnik beraubt wurde, kam hinzu und (verun-)ziert den Eingang zum Hotel.

Wer historische Gaslaternen aus den 1930er Jahren in Funktion erleben will, muss nach **Graz** fahren. In der Schubertstraße, dem Burgring und auf dem Schlossberg finden sich insgesamt 43 Gaslaternen, die unter Denkmalschutz stehen.

Bemerkens- und erwähnenswert ist auch die Neuanlage im kleinen Ort **Althofen** in Kärnten. Vor einigen Jahren entschloss sich der dortige Bürgermeister, zwölf Gaslaternen im Ort aufzustellen, denn in Althofen befindet sich das Auer-von-Welsbach-Museum. Es erinnert an den genialen Erfinder Carl Auer von Welsbach, der 1885 das Gasglühlicht erfand und damit ganz wesentlich zum Siegeszug des Gaslichts beitrug. Dieses Licht mit seiner ganz besonderen Atmosphäre gilt es auch in Zukunft zu erhalten.

Dipl.-Verw. Bettina Raetzer-Grimm

📌 Weitere Informationen

Der Verein ProGaslicht e.V. gibt regelmäßig die Zeitschrift „Der Zündfunke“ heraus.

🌐 www.progaslicht.de

Das Pflegerdorf in Mauer-Öhling

Die „Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling“ wurde in den Jahren 1898 bis 1902 errichtet und gilt heute als das bedeutendste Jugendstilensemble Niederösterreichs. Das Konzept der damals in architektonischer aber auch in medizinischer Hinsicht revolutionären Anlage ist eindeutig Carlo von Boog (1855–1905) zuzuordnen, wobei ihm aber Erich Gschöpf (1874–1933), dem wir vor allem das reichhaltige secessionistische Formenvokabular mit den reizvollen vegetabilen Dekorelementen der Anlage zu verdanken haben,

als selbstständiger Architekt entscheidend zur Seite gestanden ist.

Einerseits waren es die besonders innovativen Methoden zur Reintegration der Patienten in das Leben außerhalb der Anstalt, andererseits waren es aber auch die damals neuartigen Architekturformen, die in einer sehr frühen Zeit des Jugendstils – also fast noch ohne Vorbilder – entstanden sind, die Mauer-Öhling um 1900 zur modernsten Anlage dieser Art in Europa gemacht hatten.

Dazu kam noch, dass Boogs außergewöhnlich ökonomisches Projektmana-

gement und großes Technologieverständnis, das u. a. in der Verwendung von damals neuartigen Eisenbetonkonstruktionen zum Ausdruck kam, in der Fachliteratur besonders gewürdigt worden ist.¹ Boog erreichte diese Ökonomie vor allem durch die Ausführung fast aller Bauarbeiten der Anlage in Eigenregie; er bediente sich dabei der nach dem Bau der Kaiserin-Elisabeth-Westbahn im Mostviertel gebliebenen italienischen Baumeisterfamilien, die damals bereits viele der eindrucksvollen und landschaftsprägenden Mostviertler Vierkanthöfe in der dort typischen Sichtziegelbauweise geschaffen hatten.²

Lediglich ein kleiner Teil der Anlage, nämlich das außerhalb der Einfriedung des Krankenhauses geplante Pflegerdorf wurde nicht in Eigenregie errichtet (Abb. 83/84). Dieses Pflegerdorf wurde leider 1980 abgebrochen um einen „modernen“ Wohnhausanlage Platz zu machen.³

Die Architektur des Jugendstils hatte damals – wie man bei Umbauten an manchen Bauwerken der Anstalt noch heute feststellen muss – eben leider noch nicht jenen Stellenwert, den sie heute hat; die Unterschutzstellung der Anlage durch das Bundesdenkmalamt erfolgte überhaupt erst im April 2013. Für das Pflegerdorf kam dies aber viel zu spät.

Das Pflegerdorf war aber nicht nur eine soziale Einrichtung für die Dienstnehmer, es war auch Teil des medizinischen Konzepts der Patientenbetreuung. Im Rahmen der Familienpflege im Zuge des „open-door-Systems“ diente es auch zur Betreuung und Unterbringung von Pflegelingen außerhalb der eigentlichen Krankenhausanlage.

Das Ensemble des Pflegerdorfs bestand aus vier Doppelwohnhäusern, die entlang einer Erschließungsstraße gegenüber des Einfahrtstores der Krankenhausanlage versetzt angeordnet waren, wobei aber von Anfang an eine Erweiterungsmöglichkeit vorgesehen gewesen war⁴. Die einzelnen Wohnungen wurden gegen eine entsprechende Entschädigung jeweils „einem Pfleger-Ehepaar aus dem Stande der Anstaltsbediensteten zugewiesen, welches dieselbe mit Pflegelingen (in der Höchstzahl von drei desselben Geschlechts) zu theilen hat“.⁵ Es war dabei die Unterbringung der Pflegelinge in einem eigenen Schlafraum mit mindestens 15 m³ Luftraum

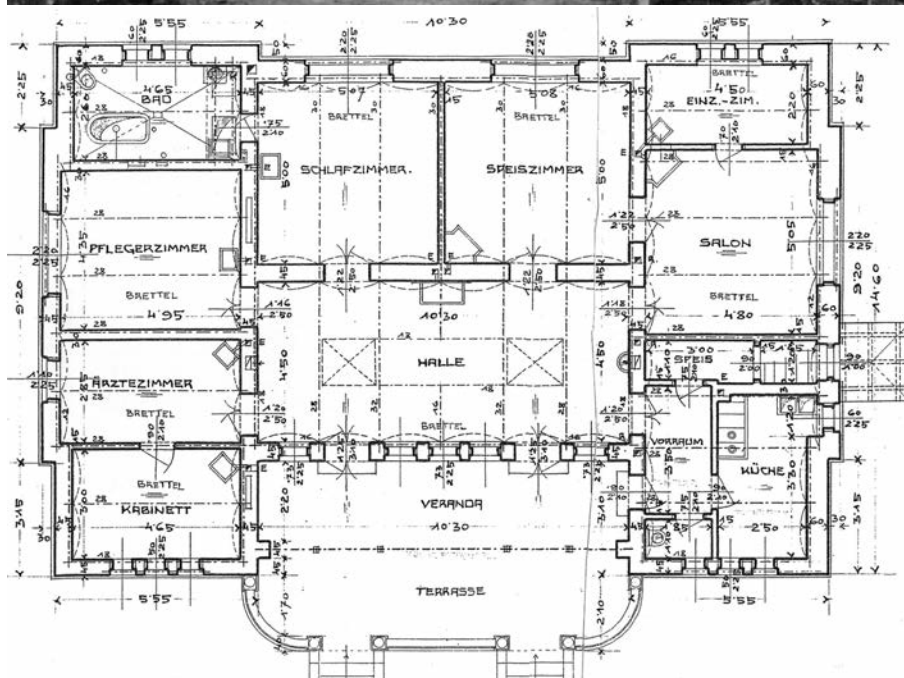
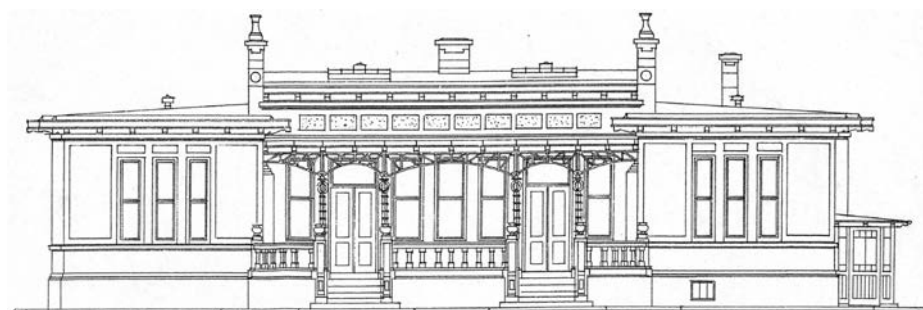


Abb. 80-82: Fassade, historische Fotografie und Grundriss der „Rothschildvilla“, in der Freiherr Georg von Rothschild von 1907 bis zu seinem Tod 1934 gepflegt wurde.

pro Patient vorgeschrieben und weiters war festgelegt, dass diese „als zur Familie gehörig, wohlwollend und geduldig behandelt, vom Genuße geistiger Getränke ferngehalten, nie zur Arbeit gezwungen, wohl aber durch freundlichen Zuspruch zu derselben aufgemuntert und entsprechend beobachtet werden.“⁶

Diese Pflegerhäuser waren im Jugendstilcharakter der Gesamtanlage geplant worden; sie waren teilweise unterkellert und im Eingangsbereich jeweils mit einer „Veranda“ ausgestattet (Abb. 83/84). Die Verfasser der Einreichpläne der Pflegerhäuser sind – wie auch bei den übrigen Plänen der Anstalt – auf den Plänen nicht vermerkt, sie sind jedoch von Boog als Leiter des Hochbaureferats und von Erich Gschöpf signiert worden; und wenn man aber von der hufeisenförmigen Fassadendekoration ausgeht, so erscheint eine Planung von Gschöpf als sehr wahrscheinlich, da dies ein von diesem immer wieder und gerne verwendetes Dekorelement darstellt.⁷ Die in Familienpflege in den Pflegerhäusern untergebrachten Patienten wurden damals als „Colonisten“ bezeichnet, wogegen die in der I. und II. Klasse verpflegten Kranken die Bezeichnung „Pensionäre“ führten. „Pensionäre der I. Classe wohnten abgesondert,... Pensionäre der II. Classe vier bis sechs in einem Zimmer.“⁸

Für einen solchen Pensionär wurde im Jahr 1907 sogar ein eigenes Gebäude zu dessen persönlicher Betreuung errichtet (Abb. 80 ff.). Freiherr Georg von Rothschild war von 1907 bis zu seinem Tod im Jahre 1934 Pflégling in der Landesheilanstalt Mauer-Öhling. Die Familie Rothschild hatte offensichtlich dieses psychiatrische Krankenhaus zur Unterbringung ihres Sohnes gewählt, da die Anlage in Mauer-Öhling damals nicht nur einen hervorragenden Ruf besaß, sondern sogar europaweit als führende Institution ihrer Art galt.

Die Familie Rothschild finanzierte dazu ein als Villa gestaltetes Bauwerk, das in seiner Architektur als das wohl reifste Jugendstilbauwerk der Gesamtanlage angesehen werden kann. Dieses als „Rothschildvilla“ bezeichnete Gebäude wurde zwar als Erweiterung des Pflegerdorfs geplant, es war allerdings in einem eigens eingefriedeten Parkbereich in sehr dominanter Stellung situiert. Die Gliederung des Baukörpers wurde im Grundsätzlichen von den Pflegerdorfhäusern übernommen, jedoch unterschied es sich von diesen

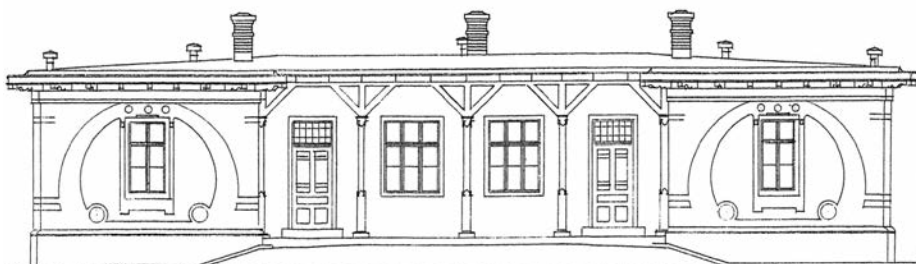


Abb. 83 u. 84: Skizze und Foto eines Pflegerhauses; Die Jugendstil-Bauten von Mauer-Öhling wurden 1980 abgerissen, um stattdessen eine Wohnhausanlage zu errichten.

durch ein äußerst großzügiges Raumangebot. Zudem erzeugte die Verwendung der vielen dekorativen secessionistischen Gestaltungselemente, vor allem der filigranen Bogenkonstruktion als Abschluss des Verandabereichs einen – einer Wagner-Villa sehr nahe kommenden – besonders repräsentativen Charakter des Gebäudes.

In technischer Hinsicht wurden verputztes Ziegelmauerwerk mit gliedernden Dekorelementen und auch Boogs patentierte Eisenbetondecke unter einem flachen Presskiesdach verwendet. Als Planer des Bauwerks kommt Boog allerdings nicht in Frage, er war schon zwei Jahre vor dessen Errichtung verstorben. Man kann aber auf Grund vergleichbarer Planungen annehmen, dass der Plan für die Villa von Erich Gschöpf stammt.⁹ Gschöpf war damals noch als selbstständiger Architekt für das Land Niederösterreich tätig gewesen und trat 1908 als „NÖ Landesingenieuradjunkt“ in den Landesdienst ein.¹⁰

1972 musste die Rothschildvilla leider einem Schulgebäude Platz machen, und es ist mit ihrem Abbruch ein wohl einzigartiges Baudenkmal verloren gegangen. Das Verständnis für die kulturelle Bedeutung der Bauten des Jugendstils war damals leider noch kaum ausgeprägt.

Heute hat sich dieses Kulturverständnis aber glücklicherweise zum Positiven entwickelt: der im Herbst 2013 beschlossene Kostenrahmen für die

Sanierung und Erweiterung des Landesklinikums Mauer sieht nunmehr auch die finanziellen Mittel für die Wiederherstellung der Sichtziegelfassaden der vor Jahren leider verputzten Pavillons vor.

Dipl.-Ing. Dr. Peter Kunerth

NÖ Landesbaudirektor i.R.

Anmerkungen

- ¹ Der Architekt, Wiener Monatshefte für Bauwesen und dekorative Kunst, IX. Jahrgang 1903, S.39.
- ² Koller-Glück, Elisabeth / Kunerth, Peter: Carlo von Boog und Mauer-Öhling. Die Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling. Ein Jugendstiljuwel in Niederösterreich, St. Pölten, 1988
- ³ Vgl. Beitrag von Josef Leitner über das „Landesklinikum Mauer“, (Heil- und Pflegeanstalt Mauer-Öhling in Denkm[a]l Nr. 13/2013, S. 25
- ⁴⁻⁶ Die Kaiser Franz Joseph Landes-Heil- und Pflege-Anstalt Mauer-Öhling, Festschrift 1902, S. 45.
- ⁷ Kunerth Peter: Carlo von Boog, Die Planung der psychiatrischen Krankenanstalten Mauer-Öhling und Steinhof, S. 71, Graz, 2013.
- ⁸ Statut für die Kaiser Franz Joseph-Landes-Heil- und Pflegeanstalt in Mauer-Öhling, XXIII der Beilagen zu den stenogr. Protokollen des niederöst. Landtags. – VIII. Wahlperiode, 1901.
- ⁹ Kunerth Peter: Carlo von Boog, S. 49, Graz, 2013.
- ¹⁰ Architekturzentrum Wien, Architektenlexikon 1880-1945: Erich Gschöpf.

Was wird aus der Rostockvilla in Klosterneuburg?



Abb. 85: Die 1921/22 errichtete Rostock-Villa in Klosterneuburg, Gartenseite. Im April 2015 hat auch die Initiative Denkmalschutz in einer OTS-Presseaussendung vor einer Umwidmung gewarnt.

Es ist ein romantischer, zugleich aber auch ein geschichtsträchtiger und die Identität Klosterneuburgs prägender Ort: Der Rostockvilla in der Schießstattgasse 2, 1920-23 für den Industriellen Reinhold Rostock erbaut, stehen ungewisse Zeiten bevor.

Erbaut an der historischen Stätte der ehemaligen Albrechtsburg, war das Haus ab 1953 im Besitz der Stadtgemeinde: In Folge waren ein Altenheim (ab 1964), ein Kindergarten, das Stadtmuseum und das Mährisch-schlesische Heimatmuseum (ab 1974), der Künstlerbund sowie das Feuerwehrmuseum (ab 1990) in der ehemaligen Villa untergebracht.

Im Rahmen der Krankenhausübergabe an das Land Niederösterreich 2008 wurde auch die Rostockvilla an das Land verkauft, wobei sich die Stadt ein Rückkaufsrecht bei einer Veräußerung durch das Land sicherte. Darüber hinaus gab es die Zusage seitens des Landes, dass hier ein Lese- und Sprach-Kompetenzzentrum eingerichtet werden würde. Dem kam das Land Niederösterreich nicht nach und signalisierte bereits 2014, das unter Denkmalschutz stehende Gebäude veräußern zu wollen.

Bereits im Herbst 2014 machten Die

Grünen darauf aufmerksam, dass sich der Verlust einer der Öffentlichkeit zugänglichen Kulturstätte abzeichnet, dass die Villa zum Spekulationsobjekt verkommen könnte, da lediglich ein Denkmalschutz ohne Bescheid besteht. Ein Antrag an den Gemeinderat, sich um den vertraglich gesicherten Rückkauf zu kümmern, wurde abgelehnt. Einzige Zusage seitens der ÖVP: ein Treffen von Klosterneuburger Kulturschaffenden und VertreterInnen der Museumsplattform, um mögliche künftige Nutzungen des Hauses zu besprechen, sowie die Erstellung eines Grobkostenplanes für die Sanierung. Da seitens des Landes seit 2008 keinerlei Investitionen getätigt wurden, sind vor allem durch Wassereintritt im Obergeschoß maßgebliche Schäden aufgetreten, die Sanierungskosten wurden auf rund 2 Millionen € geschätzt. Auch im Gemeinderatswahlkampf 2015 war die Villa Thema: Die Grünen sammelten erste Unterschriften für einen Rückkauf durch die Stadtgemeinde. Durch die Mehrheitsverhältnisse nach der Wahl war das Schicksal der Rostockvilla besiegelt: Die neuformierte ÖVP/SPÖ-Koalition legt keinen Wert auf diese Kulturstätte!

Wo kein politischer Wille, da auch keine Kultur!

Der Künstlerbund ist bereits ausgezogen, das Feuerwehrmuseum wird auf verschiedene Standorte aufgeteilt, das Mährisch-Schlesische Museum erhielt ebenfalls bereits die Kündigung und geht mit seiner großen Sammlung einer ungewissen Zukunft entgegen. Anträge der Grünen zum Gemeinderat im April 2015, das Rückkaufsrecht wahrzunehmen, wurden wie bereits im November 2014 abgelehnt. Man ging seitens der Stadtregierung sogar soweit, dem Land zuzusichern, dass bei einer etwaigen Veräußerung die derzeitige Widmung Museum/Archiv aufgehoben wird. Und dem nicht genug: In der letzten Gemeinderatssitzung Anfang Juli wurde diese Umwidmung auf Bauland/Wohnen „auf Schiene gebracht“. Seit Ende Juli ist die Villa nun zum Verkauf ausgeschrieben, auf willhaben.at: Herrschaftliche Villa mit Garten, Kaufpreis 1,769.000 €.

Personenkomitee macht sich für die Villa stark

Dass die Villa zum Spekulationsobjekt verkommt und nicht mehr der Öffentlichkeit zugänglich ist, dem wollten namhafte KlosterneuburgerInnen nicht tatenlos zusehen und begründeten ein „Überparteiliches Bürgerkomitee – Eine Villa für Museen, Kunst und Kultur“. Ziel des Bürgerkomitees ist es, eine Volksbefragung abzuhalten über die geplante Umwidmung und künftige Verwendung der Villa.

Diesem Komitee gehören mehrere Kulturpreisträger der Stadt Klosterneuburg an sowie die Filmregisseure Peter Patzak, Stefan Ruzowitzky und Wolfgang Murnberger, deren Filme teilweise in der Rostock-Villa gedreht wurden und die das Bauwerk überregional bekannt machten.

Rund 2.600 Unterschriften (von in Klosterneuburg wahlberechtigten BürgerInnen) müssen nun gesammelt werden.

Martina Enzmann

Stadträtin Klosterneuburg (Die Grünen)

① Weitere Informationen

Auf www.rostockvilla.at finden Sie laufend Informationen über Aktionen des Komitees wie auch die Unterschriftenliste zum Herunterladen.

Die Geschichte der Rostockvilla in Klosterneuburg

Die Rostockvilla ist nicht nach der Stadt Rostock benannt, wie viele annehmen, sondern nach dem Erbauer des Hauses, Reinhold Julius Rostock. Der Industrielle ließ die Villa Anfang des 20. Jahrhunderts auf den Gründen der ehemaligen Schießstätte der Klosterneuburger Schützengesellschaft errichten. Diese wiederum nahm Flächen einer ehem. Burg an der Nord-

Julius Rostock das Ansuchen eines Baues von zwei Doppelwohnhäusern auf Gründen der Realität „Leopold-Keller“ - so der Name zu dieser Zeit - in der heutigen Schießstattgasse, Nummer 2 und 2a – die Geburtsstunde der „Rostock-Villa“.

Die Pläne für den Neubau entsprechen dem heutigen Bild, nämlich zwei getrennte Häuser mit einem verbindenden

Dazu gibt es eine fantastische Geschichte. Der Vorbesitzer hatte ob des guten Geschäftsganges soviel Tafelgeschirr und anderes Silber gehortet, dass Rostock, als er das Ganze im Bausch und Bogen erwarb, von dem Verkauf die Villa erbauen konnte.

Umgeben ist die Villa von einem wunderbaren Garten mit altem Baumbestand, der gleichzeitig mit dem Bau der Häuser geplant und angelegt wurde und heute noch teilweise erhalten ist. Das ehemalige Salettl – ein offenes Gartenhaus – existiert heute nicht mehr.

Rostocks Firma, die „Standfasswerke Rostock & Baerlocher“ wurde 1903 von Rostock in Klosterneuburg gegründet und befasste sich anfangs speziell mit der Errichtung von Zementbehältern zur Vergärung und Lagerung von Traubenweinen in Kellereien und Pressgebäuden. Da sich die Absatzmöglichkeiten der Rostockschen Behälter in der Weinbaubranche durch Weltkrieg und Inflationszeit verringerte, wandte sich die Firma damals dem Bierbehälterbau zu. Durch neuartige, in Inland und Übersee patentierte Innenauskleidungen der Behälter wurde es möglich, Bier in Eisenbetonbehältern zu lagern. Die Einführung derselben ermöglichte es den Brauern die Biertemperatur jedes einzelnen Tanks nach Bedarf und Belieben zu regulieren und machte sie unabhängig von Lage und Beschaffenheit der Kellergebäude.

1945 beschloss das Ehepaar Rostock aus Angst vor den Gräueltaten der über den Buchberg herannahenden Russen aus dem Leben zu scheiden. Beide sind in der Familiengruft am Oberen Stadtfriedhof Klosterneuburg beigesetzt. Am selben Tag zog die russische Besatzungsmacht in das Haus, welches Ortskommandantur wurde und erst 1956 wieder freigegeben wurde.

Die Firma „Standfasswerke Rostock & Baerlocher“ existierte unter den Nachfolgern noch bis 1973 und musste wegen schlechter Auftragslage und Konkurrenz durch die aufkommenden Stahlbehälter Konkurs beantragen.

Michael Ambrosch

Stv. Obmann des
Mährisch-Schlesischen Heimatmuseums

📞 www.mshm.at



Abb. 86 (o.): Die Rostock-Villa in der Schießstattgasse 2; Abb 87 (u.): Sanierungsbedürftige Mauer im Hof der Rostockvilla

westecke der heutigen Oberen Stadt ein. 1878 gab der Schützenverein sein Domizil hier auf, in der Folge etablierte sich eine Restauration mit Gastgarten und Musikpavillon.

Ab 1909 geht das Grundstück schließlich durch Kauf in die Hände der Familie Rostock über. 1921 stellt Reinhold

den Arkadengang und Garage dahinter. Der Neubau wurde 1921/22 von den Architekten Eduard Kramer und Walter Jakob Tobler geplant und teilweise über dem Altbaufundament der Gastwirtschaft errichtet. Das Haus an der Gasenfront, das „Stöckl“, steht neben einer alten Eisgrube des Gasthauses.

Wienerbruck: Großparkplatz mit Alpenblick

Im Vorfeld der Niederösterreichischen Landesausstellung 2015 wurde in Wienerbruck das malerische Hotel Burger zerstört, um einen Parkplatz zu errichten

Mühsam war der Weg über die niederösterreichischen Alpen nach Mariazell in vergangenen Jahrhunderten. Nahe Annaberg existierte dort, wo jetzt der Ortsteil Wienerbruck liegt, eine Pferdewechselstation. Im Lauf der Jahrhunderte wurde das Gebäude oft umgebaut, wobei die größte Umgestaltung 1921 erfolgte: Die einstige Pferdewechselstation wurde zum mondänen „Hotel Burger“, während einige Kilometer weiter das umgebaute „Alpenkurhotel Gösing“ eröffnete.

Schon 1911 war bei Wienerbruck mit Lassingbach und Erlauf das damals

Umfeld oft im „Heimatstil“ mit Holzbalkonen, Fachwerk und lokalen Ornamenten arbeitete. Frass baute Villen, Wohnhausanlagen (beispielsweise den Goethehof in Wien-Donaustadt), Hotels und im Ersten Weltkrieg sogar Flüchtlingslager. Um 1930 plante er ein erstes Wiener Hochhaus, das aber nicht verwirklicht wurde.

Für das Hotel Burger wurde der Vorgängerbau auf 4 Geschoße aufgestockt, wobei im oberen Bereich Fachwerk und Holzbalkone die Fassade schmückten (Abb. 89a mit Vorgängerbau, und 89b). Die Fenster waren secessionistisch, und der Eingang erinnerte mit seinem wuchtigen, steinernen Rundbogenportal daran, dass der Kern der Bausubstanz aus dem 17. Jh. stammte. Tatsächlich sah man innen Kreuzgrat- und Tonnengewölbe, sowie

nahen Annaberg wolle der Ex-Verkehrsbüro-Vorstandschef Rudolf Tucek ein riesiges würfelförmiges „Cube“-Hotel mit 350 Betten errichten, ähnlich wie der „Cube Nassfeld“ in Tröpolach (Ktn.), der 2004 eröffnet und 2014 zwangsversteigert wurde. Tuceks Motto war laut „Kleiner Zeitung“ „moderne Loft-Architektur und urbanes Design in alpiner Landschaft“ (Abb 91).

Das Cube-Projekt wurde inzwischen verworfen, jedoch berichteten die Niederösterreichischen Nachrichten (NÖN) am 16.8.2011, dass die Maximilian-Hotelgruppe, der auch das Palais Strudlhof in Wien gehört, das leerstehende Hotel Burger gekauft habe und es bis 2013 als 4-Sterne-Hotel mit 70 bis 80 Betten reaktivieren wolle. Der Wiener Zweig der Gruppe



Abb. 88a (li.): Das „Hotel Burger“ (Wienerbruck Nr. 20) im Jahr 2009. Äußere Gestalt von 1921, Kern aus dem 17. Jh., laut BDA „schutzwürdig, aber nicht unter Denkmalschutz“. Wurde im Frühjahr 2014 abgebrochen; Abb. 88b (re.): Historische Ansichtskarte aus den frühen 1920er Jahren, Hotel Burger kurz nach der Eröffnung.

größte Speicherkraftwerk der Monarchie gebaut worden, was eine Elektrifizierung der 1907 eröffneten Mariazellerbahn erlaubte (übrigens als eine der ersten Strecken mit Wechselstrom!). Der Tourismus florierte, Hütten wurden eröffnet, und tausende Städter besuchten das Paradies der niederösterreichischen Alpen.

Sowohl das Hotel Burger als auch das Alpenkurhotel Gösing wurden vom renommierten und vielseitigen Architekt Rudolf Frass (1880-1934) geplant, der um die Jahrhundertwende bei Otto Wagner studiert hatte. Seine Bauten passten sich (im Gegensatz zu Konstrukturen heutiger Architekten) meist dem jeweiligen Umfeld an, Bauten im städtischen Umfeld waren von der Secession geprägt, spätere vom „Gemeindebaustil“ und der „Neuen Sachlichkeit“, während Frass im ländlichen

im Stüberl eine Holzbalkendecke mit der Jahreszahl 1645 (im Dehio aus 2003 beschrieben). Diese wurde aber Mitte des 20. Jhs. bei einem Umbau demontiert und „entsorgt“, wie mir der Sohn des damaligen Besitzers erzählte.

Im Lauf der Jahrzehnte wandelte sich die Voralpengegend teilweise vom Urlaubsziel in eine Tagesausflugsregion, was großen Hotels das Überleben nicht leicht machte. Das Hotel Burger, zuletzt eine Art Jugendherberge, wurde um 2010 geschlossen.

Träume von Luxus-Gästen

Während das altherwürdige Hotel Burger und die ebenso malerische, nahe gelegene „Pension Ötscherblick“ leer standen (Abb. 90), munkelten Lokalzeitungen 2011 über ein merkwürdiges Projekt: Bei den Reidlliften im

gehörte bis 2010 dem Gewerkschaftsbund und wurde damals an die Tiroler Maximilian GmbH verkauft, die zu 51 Prozent einem Tiroler Hotelier und zu 49 Prozent einer russischen Investorin gehört.

Am 9.7.2013 verkündeten die NÖN, dass die Sanierungspläne für das Hotel Burger gescheitert seien. Laut Bürgermeisterin Petra Zeh hätten die Investoren bei der Gemeinde Annaberg um Abriss angesucht. Sie wollten stattdessen auf der Wiese gegenüber einen 4-Sterne-Neubau mit 60 Zimmern bauen. Laut Pressesprecher kämen 10 bis 12 Millionen Euro von russischen Investoren, eröffnen wolle man gleichzeitig mit der Landesausstellung 2015. Am 12.11.2013 war alles wieder anders: Laut NÖN teilte die Sotour-Maximilian-Gruppe mit, dass das Beratungsunternehmen [Seite 44](http://tourismus.consul-</p>
</div>
<div data-bbox=)



Im Wandel der Zeit – Abb. 89a (li.): Ansichtskarte von 1897: Oberhalb vom Bauernhof im Vordergrund befindet sich der noch nicht zum Hotel Burger umgebaute Vorgängerbau. Auch der Stausee existiert noch nicht.; Abb. 89b (re.): Auf dieser Ansichtskarte ist (oberhalb vom Bauernhof) bereits das von Wilhelm Frass 1921 aufgestockte Hotel Burger deutlich erkennbar, ebenso der 1911 eingerichtete Stausee.

ting gmbh errechnet habe, dass „die derzeitige Marktsituation im Fremdenverkehr eine Investition im 4-Sterne-Segment trotz intensiver Bemühungen aller Beteiligten“ nicht zulasse. Laut NÖN sei es aber als „positiv“ (!) anzusehen, dass die Eigentümer ihre Zusage einhalten würden, das ehemalige Hotel Burger auf eigene Kosten abzureißen und der Gemeinde die benötigte Fläche zur Errichtung eines Parkplatzes für die Landesausstellung 2015 unentgeltlich auf 30 Jahre zu verpachten! Irgendwie erstaunlich: Die Firma aus Tiroler Hoteliers und russischen Investoren finanziert den 180.000 Euro teuren Abbruch des historischen Bauwerks und verpachtet das Areal gratis auf 30 Jahre als Parkplatz? Und die NÖN freut sich darüber?

Hilferuf ans Denkmalamt

Im Januar 2014 übermittelte ein Mitglied der Initiative Denkmalschutz dem N.Ö. Landeskonservatorat des

Bundesdenkmalamts (BDA) ein Schreiben, in dem vor dem unmittelbar drohenden Abbruch des Hotel Burger gewarnt wurde. Das BDA teilte Mitte Januar 2014 mit, dass das Objekt als „schutzwürdig“ eingestuft werde. Im Frühjahr 2014 wurde das ehemalige Hotel Burger trotzdem abgerissen.

Mitte Juni 2014 fragte unser Mitglied, warum das BDA nicht eingeschritten sei. Zunächst kam keine Antwort, nach neuerlicher Anfrage teilte das BDA im Juli mit: „Der Abriss des Hotel Burger in Wienerbruck ist sehr bedauerlich und das Bundesdenkmalamt stimmt Ihnen zu, dass hier ein altes Bauwerk verloren gegangen ist.“ Es „sei jedoch eher zu verneinen, dass es sich um ein Denkmal im Sinne des § 1 Denkmalschutzgesetz gehandelt habe“, also ein Bauwerk, bei dem „aufgrund seiner künstlerischen, geschichtlichen oder kulturellen Bedeutung ein öffentliches Interesse an sei-

ner Erhaltung“ bestehe. In einem Unterschutzstellungs-Verfahren sei zu beweisen, dass „der Verlust des Bauwerks eine Beeinträchtigung des österreichischen Kulturgutbestandes darstelle“. Voraussetzung sei u.a. ein „Mindestmaß an Seltenheit“. „Im sehr umfangreichen Oeuvre Rudolf Frass` handelt es sich um ein künstlerisch nicht herausragendes Objekt“, teilte das BDA weiters mit. Daher sei ein Unterschutzstellungs-Verfahren „nach kurzer Prüfung“ nicht weiter verfolgt worden.

Leider war es nicht möglich herauszufinden, ob die „kurze Prüfung“ lediglich auf Archivdokumenten basierte, oder aber eine Außen- oder auch Innenbesichtigung umfasste. Wieder muss betont werden, dass viele BDA-Mitarbeiter im Prinzip hochmotiviert wären, jedoch die künstlich von politischer Seite erzeugte Personalknappheit zu oft nur oberflächlichen Prüfungen führt. „Man müsse sich deshalb auf die wesentli-



Abb. 90 (li.): Die Pension Ötscherblick in Wienerbruck Nr. 47, erbaut um 1910, steht leer und ist somit ebenfalls potenziell vom Abbruch bedroht.; Abb. 91 (re.): „Cube-Hotel Nassfeld“ in Tröpolach (Ktn.): Ein ganz ähnliches, großes Cube-Hotel wurde 2011 in Annaberg (wenige Kilometer vom damals noch stehenden Hotel Burger entfernt) geplant, dann aber doch nicht verwirklicht.

chen Bauten konzentrieren“, heißt es da oft resignierend.

Weiters kann anhand von ähnlichen Fällen vermutet werden, dass das N.Ö. Landeskonservatorat im politischen Machtnetzwerk von Niederösterreich nicht völlig frei von politischer Einflussnahme ist, um es vorsichtig zu formulieren. Wenn das Land Niederösterreich mit seinem mächtigen Landeshauptmann an der Spitze für die Landesausstellung einen Parkplatz braucht, hat das zweifellos Gewicht.

Monumentalarchitektur

Es ist ja skurril: Die N.Ö. Landesausstellung 2015 „Ötscherreich – die Alpen und wir“ will die Schönheit und den Charakter der Region vermitteln, aber gleichzeitig wurde der Gegenstand der Ausstellung teilweise zerstört, um einen Parkplatz zu errichten. Wienerbruck, wo das Hotel Burger bis 2014 stand, wurde einer der drei Ausstellungs-Standorte. Die Chance, das Sommerfrische-Hotel Burger zu revi-

Holz-Beton-Monument der „traditionellen Lebenswelt“ gehuldigt, wie die Webseite der Gemeinde Frankenfels schwärmt. Ausstellungschef Kurt Farsin verkündete, man habe „etwas Bleibendes“ schaffen wollen. Die Wirtschaftsagentur EcoPlus betonte schon 2014, dass die Gemeinden Annaberg und Mitterbach „ihr touristisches Angebot verbessern werden. Neben einem neuen Großparkplatz mitsamt Beleuchtung sowie einer Brücke über die kleine Lassing wird auch der Naturparkeingang Erlaubboden innerhalb der nächsten 12 Monate attraktiv gestaltet“. Die Gemeinde Annaberg werde am Gelände des ehemaligen Hotels Burger PKW- und Busparkplätze errichten. Der Naturparkeingang werde außerdem ein Eingangsgebäude bekommen. Die Namen der Landesrätin und des EcoPlus Geschäftsführers sind dick fett gedruckt, damit jeder Journalist auch erwähnt, wem der Großparkplatz zu verdanken ist. Die Rede ist weiters von „Qualifi-

tem Zustand gewesen, man „habe es kaum mehr heizen können“, es sei „zu groß und zu alt“ gewesen. Ein Mann, der eng mit dem Thema dieses Artikels verbunden ist, meinte nur, diese alten Häuser, womöglich gar mit Steinmauern, die „g´hören alle weggesprengt“, die könne man nicht erhalten, sie seien feucht, grauslich und zerbröseln. Den Abbruch hätte die Gemeinde außerdem kaum verhindern können, da ja die Investoren entscheiden. Und das Bauwerk stand in der „roten Zone für Überschwemmungen“, wurde geklagt. Dass der Parkplatz jetzt in der roten Zone liege, sei nicht so schlimm, da könne das Wasser ja darüber abfließen. Das Hotel Burger mit seinen uralten Innenmauern ist verschwunden, und die Gemeinden werben stattdessen mit den monströsen Neubauten der 20 Millionen Euro teuren Landesausstellung. Die schon erwähnte Pension Ötscherblick in Wienerbruck, ein reizvoller secessionistischer Villenbau,



Abb. 92 (li.): Neubau für die Landesausstellung 2015 am Standort Laubenbachmühle: teuer, monströs, und ohne Bezug zur regionalen Architektur; Abb 93 (re.): Eigenartige architektonische Gestaltung der Landesausstellung „Ötscherreich – die Alpen und wir“ am Standort Laubenbachmühle: Durch das gelbe Fenster (rechts) soll man auf die Bilder (links) blicken.

talisieren und als Ausstellungsort zu verwenden, wurde vertan. Stattdessen wurden in Wienerbruck und Laubenbachmühle seltsame, mehr oder weniger monumentale Neubauten in die Gegend gestellt (Abb. 92 und 93). Die Philosophie von Frass, sich dem Ambiente anzupassen, war den Gestaltern der Ausstellung offenbar fremd. Die Zerstörung des Hotels Burger und der Bau der riesigen Halle in Laubenbachmühle sind ein beunruhigendes Symbol für den zerstörerischen Umgang mit Landschaft und Architektur!

Bei der Eröffnung der Landesausstellung am 24.4.2015 wurde in Laubenbachmühle mit Blasmusik und Trachten vor dem erdrückend wuchtigen

zierungs-Maßnahmen, PR-Aktivitäten, Marketing-Aktionen“ und der „Steigerung des Markenwerts der Region“. Von Schönheit, historischer Architektur und Kulturgütern wird in der Presseaussendung nicht gesprochen. Ähnlich wie beim Museumsdorf Niedersulz (vgl. Denkma[i] Nr. 17, S. 28-31) versucht das Land N.Ö. hier krampfhaft auf Massentourismus zu setzen und zerstört damit achtlos die Eigenart und Schönheit der Region.

„Am besten wegsprengen“

Wie beim Pfarrhof von Trumau, über den im nächsten Denkma[i] berichtet wird, führte ich auch für diesen Artikel viele Gespräche. Oft wurde mir gesagt, das Hotel Burger sei in schlech-

tem Zustand gewesen, man „habe es kaum mehr heizen können“, es sei „zu groß und zu alt“ gewesen. Nach dem Verlust des Hotel Burger gebührt diesem Gebäude besondere Aufmerksamkeit, gerade auch in denkmalschützerischer Hinsicht. Wer sonst, wenn nicht das Bundesdenkmalamt, sollte für den Schutz der historischen Voralpen-Architektur sorgen? Doch aufgrund seiner minimalen personellen Ausstattung reicht es bestenfalls zum traurigen Versuch, einige Hauptobjekte exemplarisch zu erhalten, um zu zeigen, wie schön man früher gebaut hat, und was alles verloren gegangen ist.

Dr. Gerhard Hertenberger
Freier Autor

Die gotische Trinitätskapelle in Bruck an der Mur und ihre reiche Symbolik¹

Südlich der Stadt Bruck an der Mur steht, eingezwängt zwischen der Eisenbahnschleife Graz-Leoben und dem hässlichen großen Straßenknoten S6/S35, ein eher unscheinbares und doch auffallendes dreieckiges Gebäude. Prof. Peter B. Steiner, Kunst- und Architekturhistoriker in München, stellte auf meine Anfrage fest: „Weder in meinem Kopf, noch in meinen Büchern habe ich etwas Vergleichbares gefunden. Diese Kapelle in Bruck ist tatsächlich ein singuläres Werk der spätgotischen Sakral-Architektur!“²

An der Stelle, von der aus ein osmanisches Heer 1480 die Stadt Bruck belagert hat, aber nicht erobern konnte, stand ein Pestspital mit einer 1422 erbauten Kirche zum Hl. Geist. Spital und Kirche wurden damals von den Türken vollständig zerstört. Schon 1495-97 haben sechs bekannte und wohlhabende Bürger der Stadt an dieser Stelle eine Dreifaltigkeits-Kapelle auf dem ganz ungewöhnlichen Grundriss eines gleichseitigen Dreiecks erbaut. Sie wird in Bruck bis heute Hl.-Geist-Kapelle genannt, trägt also den Namen des zerstörten Vorgängerbaues.

Vom Gubernium in Graz wurde 1793 verlangt, das „unnütze“ Gebäude abzureißen, doch die Brucker haben es, nach der 1794 erfolgten formellen Profanierung versteigert und um 116 Gulden an den Postmeister von Bruck verkauft, der es wegen der günstigen Lage am Knoten zweier Post-Straßen als Stall und Futterstadl für seine Post-Pferde benützt hat. Nach ihm sind sieben weitere Postmeister als Eigentümer ausgewiesen. Seit 1820 wurde hier auch eine Gaststätte betrieben, und nach dem Einbau von Zwischendecken und Wänden und dem Ausbrechen kleiner Fenster gab es auch Gästezimmer. 1841 hat die neue Südbahn den Postkutschen-Verkehr abgelöst, aber der „Geist-Wirt“ blieb bis 1920 in Betrieb. 1956 hat die Stadt Bruck dieses Gebäude um 385.000 Schilling erworben und Gemeindebedienstete darin untergebracht. Durch den Bau des Straßenknotens 1985-87 und den dauernden Verkehrslärm gingen die Wohnqualität und die Verbindung zur Stadt verloren, seit 1999 steht es leer. Sehr gut erhalten, aber nahezu unbemerkt



Abb. 94: Die gotische Trinitätskapelle in Bruck an der Mur, Einödstraße 12 (Steiermark), zwischen Bahngleis und Schnellstraßenknoten, vor der Restaurierung (Bild Sept. 2012).

blieb im zweiten Obergeschoß ein prachtvolles sechseckiges Sternrippengewölbe (Abb. 96). Mein Vater, HR Dr. Eberhard Harnoncourt (1896-1970) leitete 1941 die Baukommission für die Errichtung der „Brucker Eisenbahnschleife“. Nach einem Lokalauschein erzählte er uns Kindern: „Dort steht ein dreieckiges Gebäude, das ist etwas ganz Besonderes!“ Am 8.6.2011 habe ich dieses Gebäude zum ersten Mal besucht zur Vorbereitung einer Exkursion am 21.6.2011 im Rahmen des Symposiums „Die Trinität im Diskurs zwischen Theologie und Kunst“. Die Teilnehmer – Theologen und Kunsthistoriker aus 15 verschiedenen Ländern – waren von seinem ganz singulären Kunst- und Symbolwert überrascht und überzeugt! Sie haben mich eindringlich darum gebeten, für die Wiederherstellung einzutreten.

Um diesem Anliegen mehr Nachdruck zu verleihen, konnte ich meine fünf Geschwister dazu gewinnen, gemeinsam mit mir am 4.10.2011 einen Antrag an die Stadt Bruck als Eigentümerin sowie an das Land Steiermark und an das Bundesdenkmalamt zu

stellen.³ Schon am 17.11.2011 hat der Gemeinderat der Stadt Bruck einstimmig beschlossen, dieses Bauwerk in seiner ursprünglichen Form wiederherzustellen, und einen Förderverein zur Durchführung dieses Vorhabens zu gründen. Dieser wurde im April 2012 konstituiert.

Die Besonderheiten des Bauwerkes in Bruck

Nicht nur der Grundriss ist ein gleichseitiges Dreieck, sondern die gesamte Außengestalt ist als gleichseitiger Dreiecks-Baukörper mit leicht abgeschrägten Ecken wahrzunehmen. In den drei annähernd quadratischen Wänden befanden sich ganz gleich gestaltete Schulter-Portale mit darüber gesetzten großen Maßwerk-Fenstern (Abb. 98 f.).

In den innen gegenüberliegenden Ecken waren drei in ihrer Form gleiche hölzerne Altäre situiert, die den drei göttlichen Personen geweiht waren (Abb. 97). So gab es weder außen noch innen eine erkennbare horizontale Orientierung. Die einzige Ausrichtung wies nach oben. Hohe Spitzbogen-Arkaden über den Altären

bewirken, dass der unten dreieckige Raum oben in einen harmonischen sechseckigen Zentralraum übergeht, der vom eindrucksvollen Sternrippengewölbe gekrönt wird.

Sakristei gab es keine, und das Protokoll der Profanierung stellt fest, dass in den Altären keine Reliquien zu finden waren. Ich vermute daher, dass dieser Bau nicht für Gottesdienste bestimmt, sondern ein Votiv-Denkmal zu Ehren der Trinität Gottes war.

Eine weitere markante Eigentümlichkeit, die aber nur auf einigen alten Grafiken zu sehen ist, war das steile dreiteilige Dach, dessen drei Flächen gleichseitige Dreiecke von der Größe des Grundrisses waren, so dass es einen eindrucksvollen weithin sichtbaren großen Tetraeder gebildet hat mit kleinen giebelförmigen Aufsätzen über den drei Schmalseiten (Abb. 99).

Durch die Um- und Einbauten der letzten 200 Jahre waren viele dieser Eigentümlichkeiten zerstört oder nicht mehr zu sehen: Die Zumauerung der drei großen Fenster und Portale sowie die Herstellung kleiner „Zimmerfenster“ und einer einzigen „Haustüre“ und das flachere sechsteilige Dach mit dem gemauerten wuchtigen Kamin haben den Außeneindruck radikal verändert (Abb. 94), und der Innenraum hat seinen sakralen Charakter durch den Einbau von zwei Zwischendecken, einer gemauerten Stiege und kleinen Zimmern in drei Geschoßen vollständig verloren (Abb. 97).

2014 wurde das Dach in seiner ursprünglichen Form mit Steinschindel-Deckung wiederhergestellt, sodass die Proportionen zwischen Baukörper und Dach jetzt wieder stimmen!

Die Probleme von Dreiecks-Bauten

Statisch betrachtet haben Dreiecksbauten den großen Vorteil, stabil zu sein und keine Aussteifungen zu benötigen. Doch es gibt zwei andere unvermeidliche und nur schwer überwindbare Schwierigkeiten: Dreieckige Räume werden als unangenehm und nicht menschengemäß empfunden. Ich vermute einen Zusammenhang mit dem Körper des Menschen, der sein Vorn und Hinten, Rechts und Links, Oben und Unten hat und analoges auch im gebauten Raum vorfinden will, um sich zurechtzufinden und wohl zu fühlen. Rundbauten und andere Zentralbauten bekommen diese Ausrichtungen durch die Positionierung von Eingang, Fenstern und Einrichtung. Damit erhält der Raum seine Längs- und seine Querachse. Das alles fehlt jedoch im konsequent dreieckig konzipierten Bau in Bruck, hier gab es drei gleichrangige Portale und Fenster in den Wänden und drei gleichrangige Altäre in den Ecken. Daher hatte weder der Baukörper noch der Innenraum ein Vorn und Hinten, Rechts und Links, sondern einzig und allein Unten und Oben – vergleichbar einem Kühlturm, einem Schornstein, oder einer Weltraum-Rakete auf der Abschussrampe. Die 60°-Ecken sind außen schwierig auszuführen und innen schwierig einzurichten. Darum haben nahezu alle solchen Bauten abgeschrägte Ecken und werden daher nicht selten als unregelmäßige Sechseckbauten qualifiziert. Auf dreieckigem Grundriss zu bauen – sofern nicht der Baugrund dazu zwingt – setzt immer eine besondere Absicht voraus, in der Regel eine beabsichtigte Symbolik.

Vermutete Begründungen für den innovativen Sakralbau in Bruck

Warum haben wohlhabende Bürger von Bruck einen Bau errichtet, der mit allen Traditionen der Sakral-Architektur bricht und außerdem auch noch als befremdend erlebt wird? - Meine hier präsentierten Antworten können sich nicht auf schriftliche Beweise stützen, sie entspringen aber sorgfältigen Überlegungen, die ich für plausibel halte. Dankbar erwarte ich ergänzende und korrigierende Überlegungen.

Ich unterscheide historische Begründungen und symbolische Absichten, die aber stark ineinander verflochten sind.

Das späte 15. Jh. war in der Steiermark einerseits durch tödliche Katastrophen geprägt, andererseits aber durch große wissenschaftliche, technische und wirtschaftliche Errungenschaften. Die tödlichen Katastrophen waren Pest-Epidemien, mörderische Kriege und Hungersnöte. Pest, Hunger und Krieg galten als Trinität des Todes und als Gottes-Gericht wegen der Sünden der Welt. Um diese zu überwinden und Gott gnädig zu stimmen, wurde Buße gepredigt und die Trinität Gottes – die Trinität des Lebens – angerufen.

Es liegt daher nahe, dass wohlhabende Bürger dieser Stadt auch eine Trinitäts-Stiftung verwirklicht haben: die für die damalige Zeit unerhört moderne Trinitäts-Kapelle am Platz der von den Türken zerstörten Hl.Geist-Kapelle des Pest-Spitals, auch wenn schriftliche Nachweise dafür bisher nicht erbracht werden konnten. Sabine Jurak schrieb schon im Jahr 2000: „Es ist also durchaus



Abb. 95-97: Bei einer Proberestaurierung kamen zuvor unsichtbare Teile einer Inschrift zum Vorschein, die von der Erbauung 1495-1497 berichtet; Das spätgotische Sternrippengewölbe, nachdem die später eingezogenen Zwischendecken entfernt waren (Sept. 2014); Die kurz zuvor entfernten Zwischendecken und die nachträglich eingebauten Wohnungsfenster sind erkennbar (Foto 2013).

möglich, dass die inschriftlich genannten Brucker Bürger gelobten, die Heiliggeistkirche zu Ehren der Dreifaltigkeit errichten zu lassen, da sie selbst von den Gottesplagen verschont geblieben waren.⁴

Zur historischen Situation gehört aber auch, dass damals im Dreieck und in der Kenntnis der Gesetze der klassischen wie auch der sphärischen Trigonometrie ein Schlüssel gesehen wurde, mit dem der gesamte geschaffene Kosmos verstanden, berechnet und beherrscht werden konnte. Selbstverständlich wussten das auch einige Bürger der fortschrittlichen und reichen Handelsstadt Bruck.

Das Dreieck galt schon seit dem christlichen Altertum als Symbol der Drei-Einheit Gottes, und der dadurch bestimmte Umkreis als Zeichen der Ewigkeit. In der beginnenden Neuzeit wurde das Dreieck darüber hinaus auch zum Symbol des gesamten berechenbaren und beherrschbaren Kosmos wegen der fundamentalen Bedeutung der Trigonometrie in Mathematik, Kartographie und Astronomie.

Der Tetraeder des Daches mit seiner In- und Um-Kugel symbolisiert die gesamte Schöpfung: als Himmels- und als Welt-Kugel; Schöpfer und Schöpfung werden in ihrem trinitarischen Zusammenhang erkannt und in gemeinsamer Symbolsprache einander zugeordnet.

Das Sechseck des Innenraums und der sechsstrahlige Gewölbestern, symbolisieren ebenfalls den Zusammenhang zwischen Schöpfer und Schöpfung, denn nach dem Bericht der Bibel (Gen 1) hat Gott das All in sechs Tagen geschaffen; die Schöpfung wird „Sechs-Tage-Werk“ genannt. Der Drei-Eine hat sein Sechstage-Werk als „Garten“ dem Menschen anvertraut, damit er darin lebe und ihn behüte (Gen 2), nicht aber um Schöpfung und Umwelt brutal auszubeuten und zu zerstören.

Der siebente Tag aber – der Gedenk- und Ruhetag – weist über das Sechstage-Werk hinaus, bindet auch den Menschen, als Krone der Schöpfung und Beherrscher der Welt an seinen

Schöpfer zurück und macht ihm so regelmäßig seine Verantwortung für die Bewahrung der Schöpfung bewusst.

Ursprüngliche Botschaft und künftige Widmung dieses Baudenkmals

Wenn dieses Baudenkmal in Bruck in seinem ursprünglichen Aussehen wiederhergestellt wird, so muss auch seine in reicher Symbolsprache vermittelte Botschaft wieder lesbar werden. Üblicherweise wird vor Gebäudesanierungen eine bestimmte „Nutzung“ festgelegt, die bei den Maßnahmen der Sanierung berücksichtigt werden muss. Bei diesem singulären Baudenkmal sollte aber nicht von „Nutzung“ gesprochen werden, weil es in der Kunst nicht um „Nutzen“ oder „Nützlichkeit“ geht, sondern um „Sinn“, der weit über jeden Nutzen hinausgeht. Es ist nahe liegend, die künftige „Widmung“ dieses Bauwerkes aus seiner ursprünglichen und reichen Symbolik zu erschließen und für heute bewusst zu machen.

In der Gesellschaft der Gegenwart, die anscheinend jegliche Verantwortung für die Bewahrung der Umwelt vergessen hat, und in der die Grundlagen des Lebens künftiger Generationen fortlaufend zerstört werden, um saftigere Gewinne einzustreifen, ist ein Mahnmal, das unsere Verantwortung für die Bewahrung der Umwelt als Schöpfung in Erinnerung ruft, überaus aktuell, denn es ist eine uns vom Schöpfer übertragene Verantwortung! Die gestaltlose und zerstörte Umge-

bung des Baudenkmals in Bruck unterstreicht die Aktualität dieser Widmung.

Die getroffene Entscheidung, auch zeitgenössische Kunst in dieses Kultur-Projekt einzubeziehen⁵ – für die Herstellung des Fußbodens, der Glasfenster und Portale, der Beleuchtung, – trägt dazu bei, die Botschaft dieses Baudenkmals in einer zeitgemäßen Sprache zu proklamieren!

Ich bin überzeugt davon, dass es in Bruck an der Mur schon bald eine faszinierend provokante Attraktion geben wird!

Prof. Dr. Philipp Harnoncourt

① www.bruckmur.at/hgk

Anmerkungen

¹ Ausführlich dargestellt in: Philipp Harnoncourt: Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien. In: Frage-Zeichen. FS für Gerhard Larcher, hgg. von Christian Wessely u. Peter Ebenbauer, Regensburg 2014, S. 143-165.

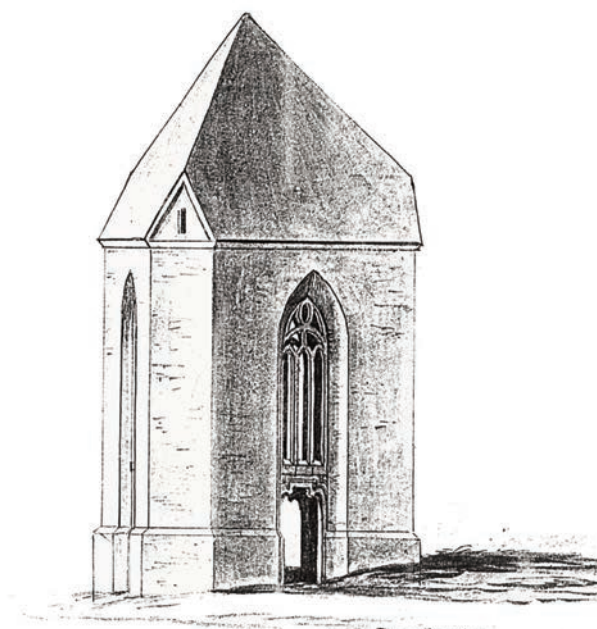
² E-Mail an den Autor, Juli 2011.

³ Sie begründen ihre Unterstützung in: in puncto Denkmal. Illustrierte Beilage zu den österreichischen Kirchenzeitungen vom 7. 10. 2012, S. 2.

⁴ Zit. nach Sabine Jurak: Die ehemalige Heiliggeistkirche in Bruck an der Mur. In: Steine sprechen. Zeitschrift der Österr. Ges. für Denkmal- und Ortsbildpflege. Nr. 142, Wien 2011, nichtpag. [S. 12-20].

⁵ Der im Winter 2013/14 ausgelobte Architektur- und Kunstwettbewerb wurde vom Team Alexandra Stingl – Winfried Enge aus Trofaiach gewonnen.

Abb. 98 u. 99: Reste von einem gotischen Fenster an der Südseite (Foto Sept. 2012), das inzwischen wieder als schlankes, hohes Fenster geöffnet wurde; Das ursprüngliche gleichseitige Spitzdach wurde wiederhergestellt.



Der Abriss des Wolf-Dietrich-Berghauses in Hallein

Das historische Wolf-Dietrich-Berghaus, 1597 vom Salzburger Fürsterzbischof Wolf Dietrich von Raithenau am Ausgang des Salzbergwerks am Dürrnberg in Hallein errichtet, wurde im März dieses Jahres abgerissen (s. Denkma[i] Nr. 19, S. 32). Der folgende Bericht basiert auf Beobachtungen, die beim Abriss des Wolf-Dietrich-Berghauses gemacht wurden. Teilweise konnten Beobachtungen gemacht werden, die bei einer normalen Bauuntersuchung nur schwer zu machen gewesen wären.

verputzte Wandteile zum Vorschein, die ein Zwickelmauerwerk (Merkmal im Salzburger Raum der Architektur ab dem 16. Jh. bis hin zum beginnenden Barock) aufwiesen. Das Gewölbe wurde aus großformatigen Ziegeln (ca. 6x17x30) gefertigt. Beim Abriss erkannte man die primäre Erbauung des Gewölbes. Es dürfte sich um eines der ältesten Ziegelgewölbe in Salzburg gehandelt haben, da zu dieser Zeit noch Steingewölbe üblich waren (Abb. 102). Über diesem Raum lag im Obergeschoß eine große Stube mit umlau-

der österreichischen Monarchie Pflicht, nicht jedoch im Erzbistum Salzburg, das erst 1816 zur Monarchie gekommen ist.

Die Fassade

Die Fassade war mit Rieselputz und Faschen verputzt. In Buchstaben aus Holz war der Schriftzug „Wolf Dietrich Berghaus“ angebracht. An den Stellen wo sich der Putz schon ablöste konnte man groß dimensionierte Stein-Eckquader erkennen. Die Quader waren händisch gespitzt. Das nordwestliche



Abb. 100 (li.): Das Wolf Dietrich-Berghaus am Dürrnberg bei Hallein beim Abriss im März 2015, Blick vom Südwesten; Abb. 101 (m.): Gotisches Fenstergewände im 1. Stock der Nordfassade; Abb. 102 (re.): Zwickelmauerwerk mit Gewölbeansatz aus Ziegel

Der Grundriss

Das Wolf Dietrich-Berghaus hatte einen rechteckigen Grundriss mit einem kleinen Anbau aus dem 20. Jh. an der Ostfassade. Der ursprüngliche Haupteingang befand sich an der Nordfassade, wurde aber im 20. Jh. verschlossen und durch einen seitlichen Eingang an der Westfassade ersetzt. Durch den Anbau an der Ostfassade konnte man ebenfalls in das Gebäude gelangen. Im gesamten Erdgeschoß befanden sich Kreuzgrat- und Tonnengewölbe mit Stichkappen. Das gerade Stiegenhaus mit Holzstufen und der Söller (Laabe) im Obergeschoß waren ebenfalls eingewölbt. Die restlichen Flachdecken des Hauses waren verputzt. Der Erschließungsbereich befand sich im nordwestlichen Gebäudeteil. In einem großen Raum im Erdgeschoß (Tonnengewölbe mit Stichkappen) war ein nach Norden ausgerichteter Rundbogenfenster. Die Fensteröffnung wurde aus Ziegelsteinen gefertigt, es wurden keine Laibungssteine verwendet, was auf eine Veränderung der Fensteröffnung im 19. Jh. schließen lässt. Als das Gewölbe abgebrochen wurde, kamen un-

fender Vertäfelung und Sitzbank aus dem 19. Jh. Vom Kachelofen der Stube waren nur noch Bruchstücke vorhanden. Die Decke war im Barock verputzt worden und mit einem ovalen Stuckprofil versehen. Beim Abriss sah man, dass unter dieser Stuckdecke noch die ursprüngliche Riemlingdecke vorhanden war. Es löste sich in diesem Geschoß auch die obere Putzschicht von der Wand wobei der ursprüngliche Putz zum Vorschein kam. Im südwestlichen Teil des Obergeschoßes war eine kleine Küche mit schließbarem Kamin. Im südlichen Teil des Obergeschoßes waren zwei Zimmer. Beim Abriss konnte man die unterschiedliche Handschrift des Mauerwerks zwischen diesen zwei Räumen (Mischmauerwerk) und dem restlichen Mauerwerk des Hauses (Zwickelmauerwerk) erkennen. Außerdem wurden nur bei diesen zwei Räumen verputzte Dippelbaumdecken verwendet, was auf eine spätere Erbauungsphase schließen lässt. Vermutlich waren diese zwei Räume ursprünglich aus Holz gebaut. Die Umbauphase dürfte im 19. Jh. stattgefunden haben, da beim Abriss Ziegel mit Stempel zum Vorschein gekommen sind. Ziegelstempel waren in

Eck des Hauses wurde stark abgefast. Beim Abriss konnte man feststellen, dass die Quader aus Adneter Marmor und Konglomerat waren und somit aus ca. 5 km Entfernung hertransportiert wurden. Am Anfang der Riesenschmiedstraße, von der aus man zum „Berghaus“ gelangte, war ein kleiner Steinbruch für Werkstein mit historischen Schrottgängen (historische Abbautechnik für Werkstein). Dieser Stein (Grau gefärbt) wurde nicht verwendet. Man entschied sich vermutlich aus ästhetischen Gründen für den roten Adneter Marmor. Die Steinplatten des Bodens, die beim Abriss zu Vorschein kamen, sowie die ursprünglichen Gewände der Schauseiten waren ebenfalls aus Adneter Marmor gefertigt. Die Fassade war ursprünglich ein unverputztes Zwickelmauerwerk aus grauem, direkt vor Ort vorkommendem, Gestein. Sämtliche Hausteine und Werksteine waren aus rotem Adneter Marmor (Hauptfassaden) und Konglomerat. Das restliche Mauerwerk war ein vor Ort vorkommender grauer Kalkstein. Ein ähnlich gebautes unverputztes Haus steht in Bad Goisern, jedoch mit Renaissance-Gewänden (1604).

Speziell zu den Gewänden

An den Schauseiten der Nord- und Westfassade wurden Gewände aus Adneter Marmor verwendet. An der Ostfassade waren die Gewände aus Konglomerat, das wie der Marmor antransportiert werden musste. An der Südfassade waren keine sichtbaren Werksteine erhalten. Bei genauerer Betrachtung der Gewände konnten weitere interessante Details festgestellt werden. Ursprünglich hatten die Gewände eine scharrierte Oberfläche, was an einigen Stellen deutlich erkennbar war und für die Gotik üblich war. Bei Umbauarbeiten wurden die Gewände im Nachhinein überstockt und überdeckt. Auch eine rote und mehrere weiße Malschichten waren zu erkennen. Im 19./20. Jh., als die Fassade verputzt wurde, hat man die gotischen Sohlbänke an der Nordfassade (Hauptfassade) mit einem Profil aus Beton überdeckt (Abb. 101). An der Westfassade wurden die gleichen Fenster mit gekehlter Laibungsfase verwendet, jedoch ohne vorspringende Sohlbank. An der Ostfassade verwendete man einfach ausgeführte gefaste Konglomeratgewände, was eine Wertigkeit der Fassade markiert. Das gefaste Türportal im Erdgeschoß hatte einen geraden Sturz und der Todlauf des Gewändes war mit einem gotischen Spitz versehen. Beim Abbruch des Hauses tauchten einige nicht überarbeitete, sondern wie ursprünglich scharrierte Fensterspolien im Schutt auf. Diese steckten an einer Seite der großen gründerzeitlichen Fenster, da man beim Vergrößern die Laibung auf einer Seite einfach belassen und überputzt hat.

Problematik der Schutzwürdigkeit

Laut Bundesdenkmalamt (BDA) wurde das Gebäude von einer Mitarbeiterin kurz besichtigt, es wurden einige Steingewände und die verputzte Stuckdecke festgestellt, jedoch keine weiteren Besonderheiten. Leider fehlen dem BDA die personellen Kapazitäten um Gebäude genauestens in Augenschein nehmen zu können. Dazu kommt, dass es beim Wolf Dietrich Haus keinen Eigentümerzuspruch und keine Nachnutzungsidee gab. Eine Unterschutzstellung ohne die Zustimmung des Eigentümers ist sehr oft mit langen zeitraubenden Prozessen verbunden, und viele solcher Objekte würden im Nachhinein dennoch zerstört. Entweder durch Verfall oder durch Abriss mit der Inkaufnahme von (zu geringen) Strafen. Dem Eigentümer des Wolf Dietrich Berghauses, der Salinen-Immobilien GmbH, wurde von einem Tennengauer Heimatverein das Angebot gemacht, es zur eigenen Nutzung und auf eigene Kosten zu renovieren. Diese Erhaltungsvariante wurde jedoch nach Vertröstungen und langem Hinhalten als zu schwer durchführbar aufgegeben. Auch mit der Lage in der „roten Zone“ und den bevorstehenden Hochwasserschutz-Maßnahmen wurde argumentiert, obwohl zur Zeit der Demolierung noch keine Planungen vorhanden waren, bzw. nicht feststand, wie der Hochwasserschutz im Endeffekt ausgeführt werden wird. Über die Möglichkeit, das Haus in die geplante Hochwasserschutz-Verbauung mit einzubeziehen, wurde nicht gesprochen. Eine Unterschutzstellung hätte dies ändern können. Im Moment ist das BDA aber so einge-

schränkt, dass nur Gebäude unter Schutz gestellt werden, die eine reelle Chance haben auch in Zukunft erhalten werden zu können. Das bedeutet, dass bei anderen Objekten, die dringend Schutz benötigen, vielfach die Augen verschlossen werden. In Österreich wird ein System der exemplarischen Unterschutzstellung praktiziert. Es genügt wenn wenig Exemplare der verschiedenen Bautypen erhalten werden. Vom großen Ganzen hat man wohl Abschied genommen.

Das BDA schätzt, dass es in Österreich ca. 60.000 schützenswerte Objekte gibt, von denen derzeit ca. 36.500 unter Schutz stehen. Von diesen befinden sich 5,8 % in Salzburg. Ca. 5% der erwähnten 36.500 sind technische Denkmale, in Salzburg liegt die Quote der technischen Denkmale nur bei 3,75%.

Bayern hat im Vergleich zu Österreich dreimal so viele unter Schutz stehende Denkmale und doppelt so viele Denkmale, es sind nahezu 120.000 Baudenkmale und 900 Ensembles. Im Vergleich zu Österreich hat Bayern 12,44 Millionen Einwohner auf einer Fläche von 70.553 km². Österreich hat 8,47 Millionen Einwohner auf einer Fläche von 83.855 km².

Die Zahlen sollen die Brisanz der Lage veranschaulichen, es herrscht in Österreich ein immenser Nachholbedarf, doch ist aufgrund der fehlenden Kapazitäten des BDA wohl noch auf längere Zeit mit Verlusten von Baudenkmalern, auch solchen vom Wert des Wolf-Dietrich-Berghauses, zu rechnen.

Gerd Seidl

iD-Landesobservator für Salzburg



Abb. 103 (li.): Abriss von Nordwesten aus gesehen; Abb 104 (re.): Südöstliches Eck von Innen.

Kraftwerkspläne in Rosenberg am Kamp: Natur-und Kulturerbe in Gefahr!

Die Energieversorgung Niederösterreich (EVN) überlegt, das alte Kamp-Kraftwerk bei Rosenberg (Gemeinde Altenburg, Nr.49) neu und leistungsfähiger zu bauen. Sie spricht von Erhaltung und Revitalisierung der historischen Anlage, beabsichtigt aber den Bau eines neuen Gebäudes sowie eine 2,5 m höhere Staumauer, ein

dem östlichen Eingang in dieses idyllische Tal.

Das Laufwasserkraftwerk wurde 1906-1909 im Auftrag der Stadt Horn errichtet. Es besteht im Wesentlichen aus einem längs zum Fluss angeordneten Hallenbau und einer Transformatorstation, die als kleiner Turm ausgeführt ist. Dank seines Krüppel-

sogenannter Flussheiligtümer aufgenommen. Damit hat sich die Republik verpflichtet, sich für seinen Schutz und seine Erhaltung einzusetzen. Leider vergisst die Politik solche Versprechen bisweilen, sofern sich kein spürbarer Widerstand regt.

Erneuerbare Energie versus Biodiversität?

Klimaneutrale Energieerzeugung ist Teil einer sinnvollen Strategie gegen den Klimawandel. Wir sollten aber nicht vergessen, dass die Arten- und Lebensraumvielfalt eine ebenso entscheidende Voraussetzung unserer Existenz ist. Ihre Bewahrung schulden wir unseren Nachkommen. Auch das Argument des steigenden Strombedarfs führt sich ad absurdum: Wenn wir alle ausbaufähigen Flüsse in Kraftwerke zwingen, stünden wir in wenigen Jahren vor der gleichen Situation, hätten nichts mehr zu bauen, aber unersetzliche Lebensräume für immer ruiniert.

Eine intelligente Energiepolitik geht mit der Restnatur sensibler um und verbindet die maßvolle Nutzung von Sonnen- und Bioenergie, Wind- und Wasserkraft mit ambitionierten Ideen, den Verbrauch ohne Verzicht auf Lebensqualität zu senken.

Der NÖ. Naturschutzbund startete mit der Plattform „Flüsse voller Leben“ eine Petition für den Schutz des Kamps, die bereits 5000 Unterstützer hat und über Avaaz („Kein Ausbau des Kraftwerks bei Rosenberg am Kamp“) weitergeht: <http://tinyurl.com/pjhvnbx>. Neben Fließstrecken, Ufern und Auen von selten gewordener Ursprünglichkeit steht auch das stilvoll in den bewaldeten Steilhang gebaute Kraftwerkshaus auf dem Spiel. Verlust oder Bewahrung solcher Schätze zeigen den politischen Stellenwert unseres Natur- und Kulturerbes an, die Fähigkeiten der befassten Behörden, aber auch die Reife unserer Demokratie und das Verantwortungsbewusstsein der EVN.

DI Werner Gamerith
Autor und Naturschützer

Literatur

Werner Gamerith, Kamptal. Die Natur einer Kulturlandschaft. Verlag Berger, Horn, 2012, 24,90 €



Abb. 105: Blick über den Kamp zum vor über 100 Jahren gebauten, in die Flusslandschaft eingefügten Kraftwerk Rosenberg im Waldviertel (Juni 2015)

Druckrohr durch den Freispiegelstollen und die Ausbaggerung von mehr als 1 km des Flusses im Unterwasser. Bei einer Informationsveranstaltung Ende Juni betonte sie, dass erst verschiedene Varianten überlegt und Meinungen der Bevölkerung eingeholt würden, gleichzeitig wurde die Einreichung des fertigen Projekts bereits für heuer angekündigt.

Das mittlere Kamptal – ein Flussheiligtum

Flussaufwärts von Rosenberg ist bis Wegscheid eine besonders schöne, urtümliche und wenig erschlossene Landschaft erhalten. In die umgebende Hochfläche eingeschnittene Talmäander sind mit ihren Felsen und Wäldern, schmalen Auen und dem rauschenden Forellengewässer Lebensraum für Uhu und Schwarzstorch, Wasserramsel, Würfelnatter und viele andere geschützte Arten. Das über verwachsene Wege zugängliche Kraftwerk Rosenberg liegt am Umlaufberg,

walmdachs fügt sich der Bau harmonisch in die Landschaft ein. Er steht für eine Maß haltende Nutzung der natürlichen Wasserkraft und verdient, als technisches Denkmal unter Schutz gestellt zu werden.

Im verordneten Natura 2000-Gebiet und gemäß dem Landschaftsschutz darf ein Vorhaben nicht genehmigt werden, wenn dadurch ökologische Funktionstüchtigkeit, Schönheit und Eigenart der Landschaft dauerhaft beeinträchtigt würden. Dieser schöne Passus im Naturschutzgesetz könnte einmal mehr graue Theorie bleiben, zumal das Land Niederösterreich als Eigentümer der EVN gleichzeitig Konsenswerber und Genehmigungsbehörde ist. Jedoch wurde schon einmal, 1983, dieses Naturjuwel vor noch größeren Stauwerksplänen durch eine beherzte Bürgerinitiative gerettet.

Wegen seiner Naturnähe und als Lebensraum zahlloser Arten wurde der mittlere Kamp von WWF und Lebensministerium außerdem in den Katalog

Schloss Greifenberg – Ein Aufruf zur Rettung

Es steht ein Schloss im Nirgendwo, könnte man titeln... doch nein, es steht ein geschichtsträchtiges Schloss mit starkem Bezug zur Region „Steirische Eisenstraße“ im steirischen Radmer (Bezirk Leoben), genau genommen in der hinteren Radmer (Radmer an der Hasel 17), und dies seit 1600.

Kinderstimmen belebten Ort vor, denn von 1905 bis 1971 leistete das Schloss als Volksschulgebäude wertvolle Dienste.

Bildung am Land, im Besonderen in einer Gebirgsregion, bestand oftmals aus einer Einklassenvolksschule, und den Erzählungen ehemaliger Schüler

Kupferbergbau im Ort Radmer selbst. Ein geplantes Bergbaumuseum im Erdgeschoß wäre ein Ziel für die Zukunft. Immerhin war das Gebäude ja auch Verwaltungssitz der „Vorderberger Radmeisterkommunität“. Familie Hohenberg als Besitzer wird hoffentlich nicht zusehen, wie ihr geschichts-



Abb. 106-108: Schloss Greifenberg in der Obersteiermark. Offene Fenster und eingestürzte Zwischendecken im Inneren beweisen den dringenden Restaurierungsbedarf

Es befindet sich derzeit in einem desolaten Zustand. Diesem altherwürdigen Schlossensemble mit seinen markanten runden, eingestellten Ecktürmen mit Haubendächern haftet nicht bloß regionale Bedeutung an, sondern auch ein Nahbezug zum Kaiserhaus und dessen Nachfahren. Als kaiserliches Jagdschloss errichtet, erwarb im Jahre 1590 der Jurist Johann Linsmayr das Anwesen und wurde damit zum Gewerken. Er ließ 1601 den alten Ansitz zum heutigen Schloss ausbauen und erhielt daraufhin von Erzherzog Ferdinand III. das Adelsprädikat "Edler von Greifenstein". Interessant ist hier der Wechsel der Namensgebung zum heutigen Greifenberg! Ende des 19. Jahrhunderts kam das Bauwerk wieder in den Besitz des Kaiserhauses und wurde Erbteil des Thronfolgers Franz Ferdinand. Nach dessen Ermordung in Sarajewo gelangte es in den Besitz seiner Nachkommen, der Familie von Hohenberg.

Seien wir froh, steinerne Zeitzeugen aus längst vergangenen Tagen zu haben, und besinnen wir uns nicht nur darauf, Wissen darob zu besitzen, sondern auch ihre greifbaren baulichen Hinterlassenschaften. Zweifelsohne hat Schloss Greifenberg schon bessere Tage erlebt: Sehen wir vom Status Quo einmal ab und blicken nur 50 Jahre zurück, so finden wir einen von

entnimmt man trotz aller Beschränkungen eine Stimmung von Freude und bescheidenem Glück. Schloss Greifenberg wieder mit Leben zu erfüllen, dafür muss es erst einmal vor dem Verfall gerettet werden. Zu beklagen ist schon der Verlust des hölzernen Glockenturms als Dachreiter. Seine Unterkonstruktion erwies sich als zu morsch, und die Holzschindeln als Dachdeckung bieten keinen Schutz mehr vor Regen und der Schneelast in dieser Gebirgsregion. Geschoßdecken sind samt ihrem Stuck bereits eingestürzt und wohl nur mit hohem Aufwand zu restaurieren. Leider ist auch die Statik der eingestellten runden Ecktürme an der Grenze zur „technischen Abbruchreife“, zumal der Baustoff rohes Gestein war. Bricht ein Segment aus der Turmwand, ist ein Einsturz unvermeidlich und das Ensemble nicht mehr das, was es einmal war. Genau genommen ein Totalverlust, weil eine Restaurierung von losem Naturstein an einem stehen gebliebenen Turmfragment nicht wieder zu bewerkstelligen ist (Dies wäre nicht das erste Beispiel auf unserem Staatsgebiet).

Es gilt jetzt das Schloss zu retten! Bringen wir eine gemeinsame Lösung zu Papier und erhalten wir ein Baudenkmal mit hoher Bedeutung für Österreichs Geschichte sowie den



trächtiges Schlossensemble kollabiert. Der Denkmalschutz ist derzeit noch aufrecht, doch kann bei „technischer Abbruchreife“ oder „Gefahr im Verzug“ der Schutzstatus recht rasch obsolet werden. Schreiten wir also jetzt zur Tat, um nicht später Verlorenes beklagen zu müssen.

Peter Buchinger

Aktives Mitglied der Initiative Denkmalschutz

① Denkm[i]l Schwerpunktausgabe für 2016: "Burgen und Schlösser" in Planung

📘 **Facebook-Gruppe** „Bewahren wir das Schlossensemble Greifenberg“ auf www.facebook.com

Monumento SALZBURG

28.–30. Januar 2016

Öffnungszeiten
Do, Fr 10–18, Sa 10–17 Uhr

monumento
salzburg MATERIAL & EMOTION
FACHFESTES FÜR DENKMALPFLEGE



Unter der Schirmherrschaft



United Nations
Educational, Scientific and
Cultural Organization

Österreichische UNESCO-Kommission
Austrian Commission for UNESCO

ICOMOS
International Council on Monuments and Sites

Österreichisches
Nationalkomitee
Austrian National Committee

Material & Emotion www.monumento.at

BDA
BUNDESDENMALAMT

BAYERISCHES LANDESAMT
FÜR DENKMALPFLEGE

ABTEILUNG DENKMALPFLEGE
RIPARTIZIONE BENI CULTURALI

FORSTER

PAMIAŤOVÝ ÚRAD
SLOVENSKEJ REPUBLIKY

NÁRODNÝ
PAMIAŤOVÝ
ÚSTAV

Zemědělský ústav
Kulturní dědictví
Stavby

ORV

VdK
Verband der Restauratoren

Handwerkskammer
für München und Oberbayern

saalbach
BETRIEBEN - LÖSUNG - FREIZEIT

Salzburger Nachrichten

RESTAURO

messen · kongresse · events
messezentrum
salzburg

Denkma[i]l 19 – Errata

S. 8, Spalte 3: Bei Schleuse 34 wurden 2012 keine neuen Schleusentore gezimmert, sondern aus Geldmangel lediglich die Tore aus den 1990er Jahren ersatzlos entfernt. Der Autor schrieb richtig, die Redaktion hat angesichts der Abb. 9 irrtümlich eine „Neu-Zimmerung“ verkündet, die leider nie stattfand.

S. 41, Spalte 1: Hier hat die Redaktion beim Versuch, einen Satz betreffend den Josefsplatz zu modifizieren, völlig sinnfrei das Wort „Vorschlag“ eingefügt und nicht mehr gelöscht. Wir entschuldigen uns dafür.

S. 43: Die Fotos von Abb. 82 und 83 wurden von der Redaktion vertauscht, die Auhofstraße hat leider nicht so schöne Lampen, Baden hingegen die schönen Beleuchtungskörper von Abb. 82.

S. 46, Spalte 1: Der Makart-Festzug fand nicht am 24.7.1879 statt, sondern am 27.4.1879. Der Autor hat hier einen Fehler aus Wikipedia übernommen, wie jeder sogleich erkannt hat, dem die Hochzeit des Kaiserpaars im April (1854) geläufig ist.

S. 48, Spalte 1: Richtig ist: „...sowie zumeist auch der sorglose Umgang mit dem baulichen kulturellen Erbe sind im Zusammenhang...“

S. 48, Spalte 2: Es fehlte die Markierung der Zitate: „So sei von den „alten, beschaulichen Häusern [...] fast gar nichts übriggeblieben“ und alles, was nach dem Brand errichtet wurde, seien „schnell aus dem Boden gestampfte, nüchterne Zweckbauten“.“

S. 51: Natürlich muss es „das VfGH-Erkenntnis“ und nicht „die VfGH-Erkenntnis“ heißen. Der Fehler stammt selbstverständlich nicht vom Autor, sondern beruht auf einer gut gemeinten, aber falschen Textkorrektur eines Redakteurs.

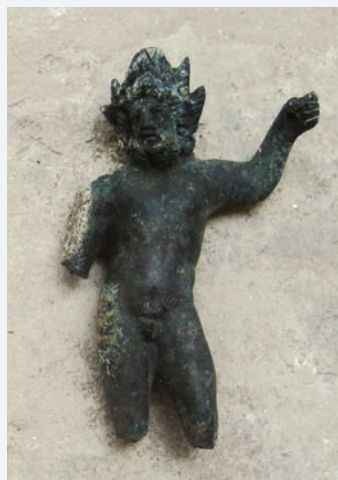
iD-Zweigstelle Wels lädt ein: Tag der offenen Türen bei einer archäologischen Grabung in Wels

Am **Freitag, 2. Oktober 2015** von **9 – 16 Uhr** besteht die Möglichkeit, mehr über die aktuelle Grabung zu erfahren, an Führungen teilzunehmen und mit den Expertinnen und Experten vor Ort zu diskutieren.

Seit Mitte Juli diesen Jahres werden auf dem Sportplatz der VS 2 und NMS 1 Stadtmitte, Rainerstraße 5, archäologische Grabungen durchgeführt. Dabei kamen bereits in ca. 50cm Tiefe Überreste von mehreren Gebäuden aus der Römerzeit zu Tage. Auf Grund der Ausstattung und der Größe der Räume darf man bei einem davon durchaus von einer städtischen Villa sprechen.

Wir würden uns sehr freuen, wenn Sie uns am Tag der offenen Tür besuchen würden!

Abb. 109-110



Ein Jahr ist geschafft: Rückblick und Ausblick – Gründung der Zweigstelle der Initiative Denkmalschutz in Wels

Es begann mit dem Abriss eines Gebäudes, das ein legendäres Welser Café beherbergte. Der „alte Urbann“ war Treffpunkt vieler Generationen von Schülern, die später studierten und bei einer Rückkehr nach Wels immer wieder gern an ihre alte Stätte zurückkamen (Abb. 111). Die Betreiber des Cafés fanden keinen Nachfolger und schlossen 2008 das Lokal.



die Politik und die Baudirektion. Immer wieder wies man in den Medien auf Missstände hin. Es gab ein Gipfelgespräch mit Vertretern der im Gemeinderat befindlichen Parteien, der Verwaltung und der Gruppe. Es gab auch das Versprechen, besser zu informieren. Doch das Versprechen war beispielsweise beim Abriss eines 500 Jahre alten Bauernhofes im Stadtteil



Möglichkeiten, das Vergangene mit dem 21. Jahrhundert zu verbinden. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt: virtuelle 3D-Rundgänge, Modelle der alten Ansicht, der Verweis auf historische Quellen, Aufnahmen mit Drohnen kombiniert mit alten Bildern. Gerade in Zusammenarbeit mit der Fachhochschule und dem MedienKulturHaus wären Möglichkeiten vorhan-



Abb. 111 (li.): Das ehemalige „Cafe Urbann“ in der Bahnhofstraße 8, dessen Abriss im August 2014 die Gründung der Gruppe zur Erhaltung historischer Bauten im Raum Wels auslöste; Abb. 112 (m.): Abrissbeginn für einen 500 Jahre alten Bauernhof in der Zellerstraße 54 im Stadtteil Laahen im Februar 2015: Keine Dokumentation vor der Zerstörung; Abb. 113 (re.): Das blieb von einem Stück Welser Geschichte: Balken vom Bauernhof in der Zellerstraße.

Alles lag lange brach. Immer wieder gab es Gerüchte über einen Abriss oder eine mögliche Nachnutzung durch die Welser Fachhochschule. Dann ging aber alles ganz schnell. Bagger schoben im August 2014 das alte Gebäude weg und es blieb ein Loch in der Bahnhofstraße. Das war die Initialzündung, die eine Gruppe besorgter Bürger eine Initiative zum Erhalt der historischen Bausubstanz starten ließ. Es gab Unterschriftenlisten auf das architektonische Erbe der Stadt Rücksicht zu nehmen. Aus losen Kontakten, Telefonaten und Gesprächen hatte Albert Neugebauer im Herbst 2014 die Idee einen Verein zu gründen. Es gab Meetings mit der Stadt und ab Jänner dieses Jahres auch Kontakt mit der Initiative Denkmalschutz. Schnell war abgesprochen als Zweigstelle Wels der Initiative beizutreten, um Synergien zu nutzen. Wels spricht gerne von seiner historischen Altstadt und den vielen historischen Bauten auch an der Peripherie. Doch der Stolz ist ebenso groß, wie ein Abrissbescheid schnell ausgestellt ist. Es folgten offene Briefe der Gruppe an

Laahen keinen Pfifferling wert. Ohne vorher zumindest eine Dokumentation des alten Gemäuers zu erstellen, blieb von dem Bauwerk nur Schutt übrig (Abb. 113). Das historische Erbe ist wohl nur ein Lippenbekenntnis, obwohl die Stadt auf Identitätssuche ist. Die Gruppe kämpft gegen Windmühlen, so scheint es.

Doch wer nicht kämpft, hat schon verloren. Es muss auch nicht jedes Gebäude erhalten werden, es geht aber um einen verantwortungsvollen Umgang mit historischer Architektur. Vergangenheit ist das Fundament der Zukunft und muss zumindest im Gedächtnis erhalten werden. Deswegen hat die Gruppe ihre Tätigkeiten erweitert. Es ist mit einfachen Mitteln möglich digital Gebäude zu erfassen. Die große Geschichte des römischen Wels (Ovilava) ließe sich auch hervorragend multimedial darstellen. Es gibt diese technischen Möglichkeiten. Es muss nicht immer eine alte Fassade in ein neues Gebäude integriert werden. Eine Bilddokumentation zu erstellen oder mit QR-Codes vor Ort Hinweise auf die Geschichte zu geben, wären

den, doch es fehlt am Willen zur Umsetzung. Die Stadt hat - so ehrlich muss man sein - einen Schritt gesetzt. Die Pflasterung der Schmidtgasse in der Innenstadt ist im vergangenen Jahr ersetzt worden. Darin war quasi als Erinnerung das alte Schmidttor im Umriss eingelassen. In der neuen Pflasterung ist ein QR-Code versenkt. Der verweist aber nicht etwa auf den Wikipedia-Eintrag über das Schmidttor, sondern einfach nur auf die Homepage der Stadt. Zwischen gut gemeint und gut gemacht klafft also wieder eine Lücke, durch die sehr vieles passt. Wels ist noch nicht im 21. Jahrhundert angekommen und hat das in vielerlei Hinsicht vorhandene Potential seiner langen Geschichte noch nicht erkannt. Die Gruppe wird - seit 22. Juni als Zweigstelle der Initiative Denkmalschutz - auch weiter ihren Finger auf die Wunden halten.

Gerald Nowak

Journalist bei Tips-Wels, der größten Wochenzeitung in Oberösterreich; Stv. Sprecher der iD-Zweigstelle Wels und Gründungsmitglied

Ⓜ <http://wels.idms.at>

Niederösterreich: Traismauer – Historischer Gasthof eingestürzt

Im Zuge von Abbrucharbeiten ist am 16. Juli 2015 der denkmalgeschützte Kernbau des Gasthofs „Zum Goldenen Kreuz“ in Traismauer (Hauptplatz 11) eingestürzt. Ob dies aus einer unsachgemäßen Vorgangsweise resultiert oder eventuell Vorsatz dahinter steckt, sollen Untersuchungen klären, wie unser Verein in einer Presseausendung gefordert hat. Im Falle einer widerrechtlichen Abtragung wäre die Anordnung zur Wiederherstellung seitens des Bundesdenkmalamtes der nächste logische Schritt.

Der denkmalgeschützte Kernbau mit seinen historischen Mauern aus dem 16. Jahrhundert war 2007 unter Denkmalschutz gestellt worden, der entsprechende Bescheid spricht von österreichweit bedeutenden Steinmetzarbeiten, die ein „bemerkens-



Abb. 114: Traismauer, Goldenes Kreuz
wertes Zeugnis der Lebensform wohlhabender Bevölkerungsschichten im 16. Jahrhundert“ dokumentieren. An der Stelle des Gasthofes soll ein Neubau für „Betreutes Wohnen“ entstehen, über den im Vorfeld bereits heftig diskutiert wurde. Eine örtliche Bürgerinitiative lehnte die vorgelegten Pläne als nicht ortsbildverträglich ab (vgl. Denkma[i] Nr. 19, S. 56)

Oberösterreich: Volksbefragung zur Linzer Eisenbahnbrücke

Die Bemühungen des Vereins „Rettet die Eisenbahnbrücke“, der sich für den Erhalt der alten Linzer Eisenbahnbrücke über die Donau einsetzt (vgl. Denkma[i] Nr. 19, S. 17), und der zu diesem Zweck eine Volksbefragung angestrebt hat, waren erfolgreich: Am 27. September werden die Linzer zwischen den Varianten Abriss der alten Brücke und Neubau oder Sanierung und Errichtung einer Be-



Abb. 115: Linz, Eisenbahnbrücke

gleitbrücke entscheiden können. Bürgermeister Klaus Luger hat dazu verlautbart, das Ergebnis der Volksbefragung „ohne Wenn und Aber“ zu akzeptieren.

Salzburg: St. Gilgen – Das Ende der Zwölferhorn-Seilbahn

Die Zwölferhorn-Seilbahn aus dem Jahr 1957 in St. Gilgen ist technisch gesehen die letzte ihrer Art und muss bis spätestens Sommer 2017 den Betrieb einstellen, da die Konzession unwiderruflich ausläuft. Trotzdem zählt sie zu einer der profitabelsten Seilbahnen Österreichs und hat bereits mehr als 10 Millionen Fahrgäste transportiert. Leider steht sie nicht unter Denkmalschutz, es ist im Gespräch die alte Zweiseil-Umlaufgondelbahn (System Girak) durch eine neue Achter-Einseilumlaufbahn zu ersetzen, die mehr als doppelt so viele Personen auf den Berg bringen kann. Die Zwölferhorn-Seilbahn steht im Eigentum von mehreren Besitzern, wobei ein St. Gilgner Unternehmer mit 23% die meisten Anteile besitzt und auf einen Neubau drängt: Er will im Herbst 2016 13 Millionen € investieren.

Nicht weit von Salzburg, in Bad Reichenhall ist man stolz auf seine Predigtstuhlbahn. Sie ist die älteste original erhaltene Großkabinenseilbahn der Welt und wurde 2006 unter Schutz gestellt. Warum ist es nicht auch in Österreich möglich die letzte



Abb. 116: St. Gilgen/Sbg., Zwölferhornbahn

erhaltene Kleinkabinenseilbahn ihrer Bauart unter Schutz zu stellen? Außerdem ist diese Seilbahn ein Dokument für den aufstrebenden Tourismus der 1950er Jahre. Mit Ihren roten und gelben Gondeln, die dann an Private versteigert werden sollen, ist sie ein Denkmal, das aus St. Gilgen nicht weg zu denken ist. (Gerd Seidl, iD-Landesobservator für Salzburg)

Salzburg Stadt: Gestüthalle von Beton erdrückt

Probleme bereitet offenbar der Umbau der denkmalgeschützten ehemaligen fürsterzbischöflichen Gestüthalle in Salzburg-Nonntal (Fürstenallee 21). Die zweischiffige 11jochige Halle, im 16. Jahrhundert für die fürsterzbischöfliche Pferdezucht errichtet, erhält derzeit nach Abtragung des Dachstuhls einen modernen Aufbau aus Beton. Darin sollen Wohnungen Platz finden, so wie das gesamte Areal des ehemaligen Gestüts und



Abb. 117: Salzburg, Gestüthalle

späteren Kaserne zur Wohngegend umgestaltet wird. Nun mussten allerdings die Bauarbeiten an der Halle gestoppt werden, Gründe sind offenbar statische Probleme und aufgetretene Risse: der überdimensionale Betonkörper droht das alte Mauerwerk zu erdrücken, wie die Kronen-Zeitung Salzburg berichtete (26.8.2015).

Steiermark: Graz – Umgang mit Altbauten in der Altstadt

Das denkmalgeschützte Girardi-Haus in der Grazer Leonhardstraße 28 ist das prominenteste Beispiel für Altbautensubstanz, die in Graz ungenutzt verfällt und zum Opfer von Spekulation wird. Der Eigentümer des im Kern bis ins 16. Jahrhundert zurückgehenden Hauses, in dem 1850 der Schauspieler Alexander Girardi geboren wurde, hat im Juni den Abbruch



Abb. 118: Graz, Girardi-Haus

beantragt. Und die Grazer Altstadt-Sachverständigenkommission (ASVK) hat völlig unverständlicherweise diesen Abbruch befürwortet. In der Diskussion hat die KPÖ Graz nun einen bemerkenswerten Antrag im Gemeinderat eingebracht: Wer ein denkmalgeschütztes Haus oder ein Haus in der Grazer Altstadtschutzzone bewusst verfallen lässt, und einem behördlichen Instandhaltungsbescheid nicht nachkommt, soll bis zu 50.000 € Strafe zahlen.

Tirol: Innsbruck – Ringen um das „Grottenbad“

Ein außergewöhnliches Architekturdenkmal der österreichischen Moderne befindet sich im Innsbrucker Stadtteil Hungerburg: das 1969 von Josef Lackner erbaute Grottenbad. Es steht im Garten der Villa des 2009 verstorbenen Zeichners Paul Flora (Gramartstr. 2). Im vorigen Jahr hatte der derzeitige Eigentümer einen Abbruchantrag eingereicht, um neue Wohnbauten auf dem Grundstück zu errichten. Im Juli dieses Jahr zog er diesen Antrag wieder zurück, nachdem die Abbruchpläne für Aufsehen und Proteste gesorgt hatten. Das Denkmalamt hat eine Unterschutzstellung des markanten Baus eingeleitet, die Stadt ein Gutachten zur baukulturellen Bedeutung in Auftrag gegeben. Namhafte Architekten forderten einen Erhalt, der im Idealfall

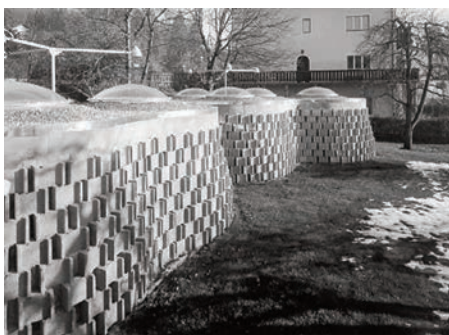


Abb. 119: Grottenbad, Innsbruck

sowohl Villa und Bad umfasst und die Bauwerke einer neuen, eventuell auch öffentlichen Nutzung etwa als Kindertagesstätte zuführt. Denn das Ensemble Villa und Bad besitzt als Kulminationsort, an dem sich die Wege zweier großer Tiroler Künstler trafen, hohe Bedeutung für das Land.

Tirol (Osttirol): Leisach – Abbruch des „Hanser-Hofes“

Historische Bauernhöfe sind in der österreichischen Kulturlandschaft besonders gefährdet, der jährliche Verlust des bäuerlichen Erbes ist enorm. Der Hanser-Hof in Leisach (Leisach Nr. 10), der 1545 erstmals als "Barthl unter der Kirche" erwähnt wurde, war der einzige Hof in Leisach Dorf, der als Einhof in einer noch typischen Form erhalten war. Er bildete mit der Kirche eine identitätsstiftende dörfliche Einheit, die nun Vergangenheit ist. Im neu geplanten Gemeindezentrum war der historische Hof nicht mehr enthal-



Abb. 120: Leisach, Hanser-Hof

ten. In einer Presseaussendung appellierte unser Verein an die verantwortlichen Kommunalpolitiker, sich auf ihre kulturelle Identität zu besinnen und den Hof zu erhalten. Auch das Bundesdenkmalamt war an einem Erhalt und Revitalisierung interessiert, doch konnte kein Umdenken erreicht werden. Ein Erhalt sei aus Kosten- und Platzgründen nicht möglich, meinte Bürgermeister Dietmar Zant (Kleine Zeitung, 5.7.2015). Ende August wurde der Hof schließlich zerstört.

Tirol (Osttirol): Obertilliach: Bauernhaus nicht mehr zu retten?

In Obertilliach (Bez. Lienz) wollte die Gemeinde ein historisches Bauernhaus vor dem Abriss bewahren. Der alte Hof war durch Brände und Verfall in Mitleidenschaft gezogen, die Substanz galt

als einsturzgefährdet. Trotzdem hatte die Gemeinde zunächst mit dem Hinweis auf die Bedeutung für das Ortsbild und danach mittels Gutachten über die landeskulturelle Bedeutung den Abbruchantrag abgelehnt. Nach Berufung durch den Eigentümer hat das Landesverwaltungsgericht nun jedoch in dessen Sinne festgestellt: Eine Instandsetzung des Gebäudes sei wirtschaftlich nicht vertretbar, der Abbruch gemäß der Tiroler Bauordnung muss genehmigt werden (Tiroler Tageszeitung, 8.8.2015).

Wien – Landstraße: Zinshaus in der Hetzgasse als exemplarisches Opfer von Bauspekulation

Das Gründerzeithaus in der Hetzgasse 8 im Bezirk Landstraße soll abgerissen und einem Neubau weichen, womit eine empfindliche Lücke in das noch gut erhaltene einheitliche Gründerzeitviertel der Weißgerber Vorstadt gerissen würde. Durch jahrelange Vernachlässigung sind bis auf eine Partei alle Mieter zum Auszug veranlasst worden. Eine Bürgerinitiative wehrt sich gegen den Abriss (www.diehetzgasse.at). Die Initiative Denkmalschutz unterstützt die Bürgerinitiative und hat unter dem Motto der Bürgerinitiative „Schützt Gründerzeithäuser vor Spekulation“ zur Demonstration vor Ort am 3.9.2015 aufgerufen. In einer Presseaussendung haben wir vor der bedenklichen Entwicklung gewarnt: Die bloße Absichtserklärung, mit Abriss und Neubau die allgemeine Wohnsituation verbessern zu wollen, könnte in Zukunft genügen, um unbefristete Mietverträge per Gesetz zu kündigen. Die Initiative Denkmalschutz forderte die Stadtregierung auf solche stadtbildzerstörenden Entwicklungen zu stoppen. Ebenso muss endlich der Ungleichbe-



Abb. 121: Wien, Hetzgasse 8

handlung bei Mietpreisen zwischen Alt- und Neubauten ein Ende gesetzt werden, die Eigentümer geradezu dazu anstiftet ihre Häuser abzureißen und durch Neubauten zu ersetzen.

Wien: Favoriten - Abriss der Wertheim-Fabrik

Der jüngste bedauerliche Verlust an historischer Industriearchitektur in Wien betrifft die Anlagen der Wertheim-Werke in Favoriten. Die 1852



Abb. 122: Wien, Wertheim-Fabrik

gegründete Tresorbaufirma, berühmt für ihre feuerfesten Panzerschränke, aber auch Produzent von Aufzügen und Rolltreppen, errichtete ab 1938 auf dem Areal Wienerbergstraße 21-25 eine umfangreiche Betriebsstätte, deren Architektur ein typisches Beispiel für den Industriebau der Zeit des „Dritten Reiches“ darstellte. Friedrich Achleitner hebt in seinem Architekturführer die ungewöhnliche Dichte der Hallen, die Breiten von 45 bis 60 m besaßen, hervor. Im Juli des Jahres wurden die Hallen demoliert, die Firma selbst hat eine neue Firmenzentrale in Guntramsdorf (NÖ) bezogen.

Wien: Floridsdorf – Magdalenenhof verfällt weiter

Das denkmalgeschützte Jagdhaus Magdalenenhof auf dem Bisamberg bleibt weiter ein Sorgenkind: Das bis 2011 als Gasthaus genutzte villen-



Abb. 123: Wien, Magdalenenhof

ähnliche Gebäude vom Ende des 19. Jahrhunderts steht seitdem leer, die Verhandlungen über eine Nachnutzung ziehen sich in die Länge. Vorgeesehen ist eine Umwidmung, die auch andere als gastronomische Nutzungen erlauben soll. Unser Verein hat in einem Bericht der Bezirkszeitung Floridsdorf der Sorge Ausdruck verliehen, dass ohne baldige Sicherungs- und Sanierungsarbeiten der Zustand der Abbruchreife erreicht und ein Abbruch bezweckt sein könnte.



iD – Buchtipps

Dieter Klein: Wiener Abreißkalender 2016

Im Isar Media Verlag ist der Wiener Abreißkalender 2016 von Dieter Klein erschienen und ab sofort erhältlich.

ISBN: 978-3-945957-00-4 Preis: € 13,50

Der Kunsthistoriker Dr. Dieter Klein hat auch für das Jahr 2016 wieder zwölf abgerissene oder vom Abbruch gefährdete Objekte in Wien ausgesucht, die in der bewährten Form eines „Abreißkalenders“ präsentiert werden.

„In einer Zeit, in der die Stadtverwaltung Partnerschaften mit privaten Firmen eingeht, hat sich die übergeordnete Rolle der öffentlichen Verwaltung geändert“ lautet ein aktuelles Zitat der Wiener Vizebürgermeisterin. Gleichzeitig fordern prominente Architekten zu „mutigen Lösungen“ auf und können sich in der Innenstadt Neubauten, die höher als der Stephansdom sein sollten, vorstellen. Seit drei Jahrzehnten zeigt unser „Wiener Abreißkalender“ die Ergebnisse solcher „moderner“ städtebaulicher Bestrebungen, deren Bewertung dem Betrachter der Kalenderbilder überlassen bleibt.

Erhältlich im iD-Vereinslokal oder in guten Buchhandlungen.



Robert Schediwy: Ringstraßen-Elegie

Robert Schediwy: Ringstraßen-Elegie.

Der etwas andere Stadtführer durch Wiens Prachtstraße.

Lit-Verlag 2014, 120 S.

ISBN 978-3-643-50645-0 Preis: € 9,80

Großbürgerliche Promenade, Ort politischer Demonstrationen, Event Location – dieses Buch reflektiert die Wandlungen der Wiener Ringstraßenzone und verweist auf ihre akute Gefährdung durch gewinnmaximierende Investorenlogik.

Veranstaltungen / Termine

Donnerstag, 24. September 2015: 2. Demonstration für die Erhaltung des Wiener Kulturerbes – Stoppt die Zerstörung!

Die Initiative Denkmalschutz will gemeinsam mit einer Vielzahl gleichgesinnter Personen und Initiativen gegen die rasant fortschreitende Zerstörung historischer Gebäude, Ortskerne, Gartenanlagen und Kulturlandschaften in Wien demonstrieren. Heuer steht auch das Naturerbe Wiens im Fokus. Die Veranstaltung findet drei Tage vor dem Tag des Denkmals statt (www.tagdesdenkmals.at), Näheres unter www.kulturerbewien.at. **Wir bitten um zahlreiche Teilnahme** und freuen uns über jede Unterstützung bei den Vorbereitungsarbeiten!

Treffpunkt/Abmarsch: 18 Uhr, vor dem Wiener Eislaufverein, Lothringerstraße 22 (zwischen Konzerthaus und Hotel Intercontinental), 1030 Wien

ACHTUNG TERMINÄNDERUNG!

Samstag, 17. Oktober 2015: Tageswanderung zu den steirischen Wächterhäusern an der Semmeringbahn

Vom Bahnhof Semmering gehen wir am steirischen Bahnwanderweg nach Müzzuschlag (ca. 17 km), Dr. Günter Dinobobl und Dr. Roland Tusch berichten uns Näheres über den Bau der Semmeringbahn und insbesondere über die Wächterhäuser, von denen heute noch 14 der ursprünglich 15 stehen, die einst den „verheirateten Bahnwächtern“ und ihren Familien als Dienstort und Wohnung dienten. Die Wanderung endet mit dem Besuch des Südbahnmuseums in Müzzuschlag.

Treffpunkt: 7:30 Uhr, beim Markuslöwen in der Halle des neuen Wiener Hauptbahnhofes bzw. bei individueller Anreise 9:15 Uhr Bahnhof Semmering. Geplante Rückkehr nach Wien ca. 19:00 Uhr.

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 25/22,-

Samstag, 24. Oktober 2015: Wiener Rathauspark – Grünfläche und Beleuchtung versus Monumentalarchitektur

Der vor allem botanisch interessante Rathauspark befindet sich zwischen den bedeutenden Monumentalbauten Burgtheater und neogotischem Rathaus. Während wir uns mit Gartenhistoriker Dr. Christian Hlavac auf die Spurensuche nach der Entstehungs- und Benutzungsgeschichte dieses Parks begeben wird uns im Anschluss Prof. Martin Kupf die leider nicht realisierten Pläne zur Rekonstruktion der historischen Kandelaber an bestimmten Plätzen entlang der Wiener Ringstraße präsentieren.

Treffpunkt: 10:00 Uhr, vor Haupteingang des Burgtheaters, 1010 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

Freitag, 13. November 2015: Besichtigung der Zacherlfabrik

Nach einem Entwurf von Hugo Wiedenfeld und Karl Mayreder wurde um 1890 eine Insektenpulverfabrik errichtet, die „in ihrem Phantasie reichum ein Unikum in der Wiener Baulandschaft darstellt.“ Die persisches Formengut zitierende Fassade zur Nußwaldgasse weist auf die wirtschaftlichen Beziehungen zum Herkunftsland des Produkts hin. Dipl. Ing. Peter Zacherl, Urenkel des Firmengründers, wird uns mit der einzigartigen Geschichte und Architektur dieses besonderen Ortes vertraut machen.

Zeit: 15:00 Uhr, **Ort:** Nußwaldgasse 14, 1190 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

Samstag, 28. November 2015

Tag des Buches und der offenen Türe im Vereinslokal

Mit dem 1. Adventwochenende wollen wir unsere Mitglieder zur „Besinnung rufen“ und ihnen die interessantesten Neuerwerbungen aus unserer Vereinsbibliothek präsentieren. Ebenso herzlich willkommen sind auch Autoren, die aus ihren Werken zum Thema Denkmalschutz & Denkmalpflege lesen. Für Speis & Trank ist gegen Abgabe einer Spende gesorgt.

Zeit: 12 – 20 Uhr, **Ort:** Fuchsthallergasse 11, 1090 Wien, **Eintritt frei!**

Hinweise: Die Teilnahme an **Veranstaltungen** ist (falls nicht anders angegeben) nur Mitgliedern möglich, für Neumitglieder ist die erste Veranstaltung gratis bzw. um € 10 (€ 8) ermäßigt. In der Regel werden zwei unterschiedlich hohe Unkostenbeiträge bei jeder Veranstaltung angegeben. Der günstigere von beiden beinhaltet den **Frühbucherbonus** (ab € 2 Ermäßigung). Bei Anmeldung spätestens 4 Wochen vor der entsprechenden Führung/Veranstaltung gilt der günstigere Betrag. Maßgebend ist das Einlangen der Anmeldung und die innerhalb von 5 Werktagen erfolgte Überweisung auf das Vereinskonto. Allfällige Änderungen und nähere Informationen werden rechtzeitig per Newsletter (eMail) und auf www.idms.at bekannt gegeben.

Anmeldung per eMail an: mitglieder@idms.at, tel.: 01/310 22 94 oder mobil: 0650/571 88 44.



Abb. 124: 2. Wiener Kulturerbe – Demonstration, 24.09.



Abb. 125: Wächterhäuser Semmering – Exkursion, 17.10.



Abb. 126: Wiener Rathauspark – Führung, 24.10.



Abb. 127: Zacherlfabrik – Führung, 13.11.



Abb. 128: Tag des Buches, 28.11.

Veranstaltungen / Termine

Freitag, 11. Dezember 2015

Weihnachtsfeier der Initiative Denkmalschutz

Die 1912 - 13 von Adolf Loos für Emil Löwenbach mit Wandverkleidungen aus Marmor und Täfelungen aus Zitronen-Pyramidenholz gestaltete Wohnung repräsentiert mit ihren 500 m² großbürgerliches Wohnen im jüngsten Teil der Ringstraße. Genießen Sie in diesem Ambiente ein Fest der besonderen Art.

Zeit: 19 Uhr, **Ort:** Reischachstraße 3, 1010 Wien

Anmeldung bis 7.12.2015 erforderlich, Beitrag für Mitglieder: € 25,- Führung inklusive Speisen und Getränke (Frühbucherbonus € 22,-)

Für Nicht-Mitglieder: ab € 39,- (günstigste Mitgliedschaft, erste Führung gratis sowie Beitrag für Buffet und Getränke)

Freitag, 8. Jänner 2016: Besichtigung des Palais Todesco

1861-64 als eines der ersten Bauwerke der Ringstraße nach Plänen von Ludwig Förster für die Brüder Eduard und Moritz Todesco errichtet. Dr. Mara Reissberger wird uns mit Geschichte und der imposanten Ausstattung des Palais vertraut machen, für die bedeutende Persönlichkeiten wie Theophil Hansen, Carl Rahl und Lorenz Gedon verantwortlich zeichnen.

Zeit: 15:30 Uhr, **Ort:** Kärntner Straße 51, 1010 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

Samstag, 23. Jänner 2016

Das Wiener Burgtheater – ein Blick hinter die Kulissen

Karl Heindl gilt als der Kenner des Hauses und wird mit uns das größte deutschsprachige Sprechtheater erkunden. Diese Erkundungstour führt Sie nicht nur in die Porträtgalerie, den Bühnenraum und den Keller, sondern unterirdisch bis in den Volksgarten. Nehmen Sie sich bitte Zeit!

Zeit: 10 Uhr, **Ort:** Bühneneingang Löwelstraße, gegenüber von der Tankstelle, 1010 Wien,

Anmeldung erforderlich, € 16,50/14,50 (inkl. Eintritt Burgtheater)

Samstag, 13. Februar 2016: Palais Erzherzog Ludwig Viktor

Das 1863-1866 nach Plänen von Heinrich von Ferstel für den jüngsten Bruder des Kaisers errichtete Palais war das erste am Schwarzenbergplatz und eines Mitglieds des Kaiserhauses an der Ringstraße. 1910 an den „Militärwissenschaftlichen und Casinoverein“ übergeben, dient der fast 12 Meter hohe Festsaal heute dem Burgtheater als Probebühne und Spielstätte, wozu uns Bettina Müller Interessantes berichten wird.

Zeit: 10 Uhr, **Ort:** Schwarzenbergplatz 1, 1010 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,- zuzüglich Eintritt „Kasino am Schwarzenbergplatz“

Freitag, 11. März 2016: Führung durch das Hotel Imperial

Das 1863-65 für den Herzog von Württemberg errichtete Palais wurde 1873 als Hotel für die Wiener Weltausstellung eröffnet und 1928 um 2 Etagen aufgestockt. Es war nicht nur das Gästehaus des Kaisers, sondern auch danach das „erste Haus am Platz“ und als solches für die Erfüllung der ausgefallensten Wünsche seiner Gäste bekannt, wie uns Michael Moser, langjähriger Chefconcierge bei dieser Führung berichten wird.

Zeit: 15:30 Uhr, **Ort:** Kärntner Ring 16, 1010 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

MITGLIEDERTREFFEN – Wien und Wels

WIEN: 12. Oktober, 23. November 2015; 18. Jänner, 29. Februar 2016 – im Vereinslokal, Fuchsthallergasse 11, 1090 Wien –

Zeit: ab 18:30 Uhr (jeweils Montag) – Auch Nichtmitglieder sind herzlich willkommen!

WELS: 27. Oktober 2015 und 12. Jänner 2016 – im Gasthaus

Lagerhaus-Wirt (Extrazimmer), Schubertstraße 22, 4600 Wels – **Zeit:** ab 18:30 Uhr (jeweils Dienstag) – Auch Nichtmitglieder sind herzlich willkommen!

Hinweis: Betreffend Anmelde- und Teilnahmebedingungen siehe S. 59 (unten)



Abb. 129: iD Weihnachtsfeier, 11.12.



Abb. 130: Palais Todesco – Führung, 08.01.



Abb. 131: Wiener Burgtheater – Führung, 23.01.



Abb. 132: Palais Erzherzog Ludwig Viktor – Führung, 13.02.



Abb. 133: Hotel Imperial – Führung, 11.03.